

HANDBOUND
AT THE



UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

8187

I

(68)

Goethes

Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden

In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach,
Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer,
Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz
Muncker, Wolfgang von Dettingen, Otto Pniower, August
Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel
herausgegeben von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

LG
G599 Hel

Goethes Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe

Siebenunddreißigster Band

Schriften zur Literatur

Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel

Zweiter Teil



118220
13/9/11

Stuttgart und Berlin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Schriften zur Literatur

Zweiter Teil

Über den Plan eines Iyrischen Volksbuches

(1808)

In dem mir gefällig mitgetheilten Aufsatz ist zuvörderst von einem deutschen Volksbuch im allgemeinen die Rede; nachher mehr von einer Sammlung poetischen Inhalts zu diesem Zwecke; zuletzt scheint nur eine lyrische
6 beabsichtigt zu sein. Ich nehme das letzte an und setze nur voraus, daß man auch andre kleine Gedichte, die sich etwa anschließen möchten, mit aufnehmen wolle.

Faßte man den Vorsatz, eine solche Sammlung frei und ohne Rücksicht zu veranstalten, so könnte man sie sich
10 entweder historisch-poetisch denken: die Gedichte würden aufgeführt, um zu zeigen, wie sich die Individuen ausgebildet, theils für sich, theils an ihren Vorgängern, und wie weit diese Dichtart bei uns gediehen; oder man wollte etwas Fertiges, Abgeschlossenes, Vollbrachtes darstellen.
15 In jenem Falle können die Mittelstufen nicht entbehrt werden; in diesem würde nur das Beste aufgeführt. In beiden Fällen hätte man nur die inneren Verhältnisse zu bedenken, und wer den Begriff einmal gefaßt hätte und übrigens Herr vom Stoff wäre, könnte mit Beruhigung
20 für sich und andre höherer Belohnung, höherem Genuß entgegenarbeiten.

Denkt man sich jedoch bei einer solchen Sammlung noch eine äußere Bedingung, wie hier der Fall ist, den Volksbedarf, die Volksbildung, so verändert sich so-
25 gleich jene Ansicht und macht die Unternehmung schwankend und schwierig. Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete bildungsfähige Menge, ganze Nationen, insofern sie auf den ersten Stufen der Kultur stehen, oder Teile kultivierter Nationen, die untern Volks-

Klassen, Kinder. Für eine solche Menge müßte also das Buch geeignet sein.

Und was bedarf diese wohl? Ein Höheres, aber ihrem Zustande Analoges. Was wirkt auf sie? Der tüchtige Gehalt mehr als die Form. Was ist an ihr zu bilden 5
wünschenswert? Der Charakter, nicht der Geschmack: der letzte muß sich aus dem ersten entwickeln.

Über diese drei Punkte wäre viel im allgemeinen zu sagen; ich halte mich aber ganz nahe an vorstehenden Zweck und fasse eine Sammlung kleiner, besonders Iyrischer Gedichte für die Deutschen ins Auge. 10

Das Vortreffliche aller Art, das zugleich populär wäre, ist das Seltenste. Dies müßte man zu allererst aufsuchen und zum Grunde der Sammlung legen. Außer diesem ist aber noch das Gute, Nützliche und Vorbe- 15
reitende aufzunehmen.

In einer solchen Sammlung gäbe es ein Oberstes, das vielleicht die Fassungskraft der Menge überstiege. Sie soll daran ihr Ideenvermögen, ihre Ahnungsfähigkeit üben. Sie soll verehren und achten lernen; etwas Unerreichbares 20
über sich sehen; wodurch wenigstens eine Anzahl Individuen auf die höhern Stufen der Kultur herangelockt würden. Ein Mittleres fände sich alsdann, und dies wäre dasjenige, wozu man sie bilden wollte, was man wünschte nach und nach von ihr aufgenommen zu sehen. Das 25
Untere ist das zu nennen, was ihr sogleich gemäß ist, was sie befriedigt und anlockt.

Eine solche Sammlung würde vielleicht nach Rubriken aufgestellt und gleiche alsdann den protestantischen Gesangbüchern. 30

Man begänne mit dem Hohen und Ideellen: Gott, Unsterblichkeit, höhere Sehnsucht und Liebe; höhere Naturansichten stünden daran.

Was sich schon mehr für den Begriff eignet: Tugend, Tauglichkeit, Sitte, Sittlichkeit, Anhänglichkeit an Familie 35
und Vaterland würden hier ihren Raum finden. Doch müßten die Gedichte nicht didaktisch, sondern gemüthlich und herzerregend sein.

Die Phantasie würde durch Begebenheiten, Mythen, Legenden und Fabeln erregt.

Der Sinnlichkeit würde die unmittelbar ergreifende Liebe mit ihrem Wohl und Weh, naive Scherze, besondre Zustände, Neckereien und derbe Späße darzubieten sein.

Alles was zwischen diese Einteilungen hineinfällt oder sich mit ihnen verbindet, das Geistreiche, Witzige, Anmutige, Gefällige dürfte nicht fehlen und keine Art von Gegenstand ausgeschlossen sein. Wenn man mit einer Ode an Gott, an die Sonne anfinge, so dürfte man mit Studenten- und Handwerksliedern, ja mit dem Spottgedicht endigen. Kein Stoff wäre auszuschließen; nur hätte man die Extreme: das Abstruse, das Flache, das Freche, das Lüsterne, das Trockene, das Sentimentale zu vermeiden.

Was die äußern poetischen Formen betrifft, so dürfte gleichfalls keine fehlen. Im Mittelverse würde die für uns natürlichste, und vielleicht die künstlichste in Sonett und Terzinen aufzunehmen sein.

Bedenkt man, daß so wenig Nationen überhaupt, besonders keine neuere, Anspruch an absolute Originalität machen kann, so braucht sich der Deutsche nicht zu schämen, der seiner Lage nach in den Fall kam, seine Bildung von außen zu erhalten, und besonders, was Poesie betrifft, Gehalt und Form von Fremden genommen hat. Ist doch das fremde Gut unser Eigentum geworden.

Mit dem rein Eigenen würde Angeeignetes, es wäre durch Übersetzung oder durch innigere Abhandlung unser geworden, aufzunehmen sein; ja man müßte ausdrücklich auf Verdienste fremder Nationen hinüberweisen, weil man das Buch ja auch für Kinder bestimmt, die man besonders jetzt früh genug auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam zu machen hat.

Das Buch müßte eine große Masse sein, die sich nicht in Teile trennen ließe, in größtem Oktav, vier Alphabete; so daß das Werk in seiner äußern Form sich schon dem Broschüren- und Blätterwesen des Tages entgegensetzte.

Überhaupt kann ein solches Buch nur durch Masse

imponieren. Es muß dergestalt gehalt- und formreich sein, daß nicht leicht jemand sagen könne: er sei im stande, es zu übersehen.

Von den vielen Betrachtungen, die sich bei dieser Gelegenheit aufdringen, von den Maximen, die eine solche 5
Redaktion durchaus leiten müssen, schweige ich. Es läßt sich gar manches nur aussprechen, wenn die Sache getan ist; doch wird man, wie das Geschäft fortschreitet, manches näher mittheilen können.

Leipziger Theater

(1812)

Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicher- 10
weise das Schauspiel neue Aufmunterung und Belebung. Die Kochische Gesellschaft hatte Verdienst genug, um das Publikum zu beschäftigen und zu unterhalten. Man wollte ein deutsches Theater auch mit einem patriotischen Stück anfangen und wählte, oder vielmehr man nahm 15
hiezü den Hermann von Schlegel, der nun freilich, ungeachtet aller Tierhäute und anderer animalischen Attribute, sehr trocken abließ; und ich, der ich gegen alles, was mir nicht gefiel oder mißfiel, mich sogleich in eine praktische Opposition setzte, dachte nach, was man bei so 20
einer Gelegenheit hätte tun sollen. Ich glaubte einzusehen, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablügen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit, und so war dieses der Weg, auf dem ich einige Jahre später zu Götz von Ber- 25
lichingen gelangte.

Koch, der Direktor, war durch sein hohes Alter von der Bühne dispensiert. Ich habe ihn nur zweimal in dem obgedachten Hermann und dann einmal als Krispin gesehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine ge- 30
wisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte. Brückner,

als erster Liebhaber, hatte unsern ganzen Beifall, weniger
Demoselle Steinbrecher, welche uns als Liebhaberin zu
kalt schien. Eine Madame Starke war in den Mutter-
rollen wohl aufgenommen. Der übrigen Gestalten er-
5 innere ich mich nicht mehr, aber desto besser des lebhaften
Eindrucks, den eine Demoselle Schulze auf uns machte,
die mit ihrem Bruder, dem Ballettmeister, bei uns an-
langte. Sie war nicht groß, aber nett, schöne schwarze
Augen und Haare; ihre Bewegungen und Rezitation viel-
10 leicht zu scharf, aber doch durch die Anmut der Jugend
gemildert. Sie zog uns in die Bühne, so oft sie spielte,
und ihre Darstellung von Romeo und Julie von Weiße
ist mir noch ganz gegenwärtig, besonders wie sie in dem
weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann
15 der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinn steigert.
Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend
wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschlen-
dern schien, war ein unendliches Beifallklatschen ihr Lohn;
ja, sie hatte durch ihre tragischen Tugenden uns darge-
20 stellt gewonnen, daß wir sie in keiner mindern Rolle, am
wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten und sie davon
sogar in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnern ge-
dachten. Die nachher als Mara so bekannt gewordene
Schmehling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in
25 Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung. Dagegen
hatte Corona Schröter, ob sie gleich mit jener es nicht
an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer
schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens
und ihres ernstern anmutigen Vortrags eine allgemeine
30 Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen
waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung
oder Verehrung zu äußern pflegte. Verschiedene ihrer
Anbeter machten mich zum Vertrauten und erbaten sich
meine Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren
35 ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und austreuen
lassen. Beide, die Schröter und Schmehling, habe ich
oft in Hasseschen Oratorien neben einander singen hören,
und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer

gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüt in Betrachtung kam.

Deutsches Theater

(1813)

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge 5 Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emanzipiert, sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Haupt- 10 gegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Boten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puri- 15 taner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne ge- 20 bildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen, fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutsch- 25 land, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwicklung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutsch- 30 land von schalen und aller Produktion unfähigen Men-

sehen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Kost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war; allein Leipzig war schon ein Ort von
 5 sehr gebundner protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Übersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeitlang genugsam versehen konnte. Und warum sollte man dasjenige, was
 10 Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der leichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegierten Spazmacher von den Brettern zu verbannen suchte, singen
 15 die noch nördlichern hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage, ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe; und die Frommen waren selbst unter einander nicht einig, ob man
 20 die Bühne unter die gleichgültigen (adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte,
 25 daß dasjenige, was dem Hirten nicht zieme, der Herde nicht ganz ersprießlich sein könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nötigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur
 30 gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten
 35 mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmaßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuierten.

Ein Drittes hat sodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters gewirkt. Es ist die ununterbrochene Folge von drei Schauspielern, welche, als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten und deshalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Gebilligten und wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Ethosen, Schrödern und Jfflanden kam hierin sogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hilfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerte durchaus im Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des Eßighändlers, des Philosophen, ohne es zu wissen, des Ehrlichen Verbrechers und so vieler verwandten Stücke?

Das Einzelne, was gedachte Männer in den verschiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier sei genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit dartun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde, noch geben könne.



Zu brüderlichem Andenken Wielands

(1813)

Durchlauchtigster Protektor,
 Sehr ehrwürdiger Meister,
 Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem einzelnen unter keiner Bedingung
 5 geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig an-
 10 vertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freun-
 15 des, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so
 20 heiterer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen
 25 kann, sei den inneren dargebracht. Achtzig Jahre: wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Wert eines
 30 in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück

zu teil ward, die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen, war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, daß die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene. 5 10

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur bewohnte, sondern auch in ihnen tätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland so wie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen als bei uns! 15

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn tun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung als aus rednerischer Überlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten noch der Feiernden würdig erscheinen dürste, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werten, ja heiligen Gegenstand geschritten! 20 25 30

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schul- 35

kenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmeß, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Uni-
5 versität zu Tübingen; sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der
10 Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wann das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück
15 und ward von nun an sein eigener Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Mut, und damit ja sein Geist in so engen Ver-
20 hältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, Kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohlleingereichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm
25 nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin und betätigte dadurch
30 die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin-Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo
35 ihn der für alles Gute so tätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und

so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes 5 zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu teil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemähes Leben. 10

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja 15 geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich denke nur dessen, was Rüttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf 20 die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu 25 Sinne, wie es ihm jedesmal zu Mute sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer 30 rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Niels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Niell, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeich- 35 nung würdig sein. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen

hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdroffen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-
 5 Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende
 10 seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter eine
 15 Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grad; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen
 20 das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Wert und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder
 25 unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater
 30 waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen:
 35 überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld

der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorzurufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, währte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genötigt ward.

Wer kann dem Konflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungerne läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Notwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigentümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevorteilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der stoischen und Pytha-

goreischen. Unversöhulich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit
 5 gehn, er möge selbst phantastisch handeln; und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen
 10 stöckende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Voratz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme
 15 zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anraten muß, so muß er selbst an sich halten und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer
 20 und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um
 25 jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtnis zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte
 30 manches, was einen Verständigen, Wohlthenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen
 35 schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Wit, Humor seien die echten Organe, womit ein solches Gemüt die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die

ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht scheuenden Wert in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen; konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingbruder im Geiste, dem er vollkommen gleich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original und welcher die Kopie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Ämter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Tätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem überall von Land und Bergen umgrenzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserem gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Wert der Dinge, so wie über ihren ästhetischen, zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten, verbreitet.

Saben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Übersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gesunden, so war doch dieser jenem

an Talent weit überlegen: denn was der Engländer verständlich lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische
 5 Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Wit, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die größte
 10 Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm
 am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren
 Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor.
 20 Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Wert zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren
 25 Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren läßt, so muß man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser
 30 Arbeiten, war die Übersetzung Shakespeares. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu tun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Übersetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geist die
 35 beste Erquickung fände.

Shakespearen zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen ge-

lingen könne. Wieland übersezte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte. 5

Diese Übersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugesügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblükt. 10

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schäßbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen. 20

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm zum Beispiel Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Laïs und Phryne hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen. 25

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann: ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswert verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohlthenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken 30 35

unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Übersetzer noch mehr
5 als dem Dichter notwendig sind; und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Übersetzer für wahrhaftige Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er
10 auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen,
15 außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte und die eben so verwegenen als geistreichen Scherze durch eigne angeborene Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nötig, und da unserm
20 Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Ent-
25 fernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerte Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu tun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch
30 begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

35 War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern

er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seinesgleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero Philosoph, Redner, Staatsmann, tätiger Bürger; und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen; und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andre hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht; doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmac in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welches verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe! Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertrant zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu be-

seitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung, sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgeteilt werde,
5 auf daß wir auch den Genuß mit ihm teilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Wert und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den
10 Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen
15 Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen,
20 erhalten und gegen die Nachbarn verteidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefördert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu
25 sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen als unpatriotisch nachzugeben die Entschliezung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in
30 diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab; indes gewann er doch den Gegenständen so viel Anteil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich aufs neue dazu aufgefördert, als er
35 sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in

einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anrät und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genötigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein deutscher und als ein denkender teilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Teutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urteilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich wertvolle Männer bald

um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Zeitsadens in unserer Litterargeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die
 5 Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzuteilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr, als er erwartete und verlangte, floß
 10 dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind und die eigentlich daher
 15 entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Wert und die Würde des Deutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum
 20 Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmacl bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthuasiarmierte; und wie er
 25 die von ihm so hoch geachteten 'alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersezte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pfliegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Ansechtung leiden müssen; um so weniger konnte es ihm, als Herausgeber einer Zeitschrift, an literarischen Teshden ermangeln. Aber
 auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher
 35 Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermassen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche

Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben gar bald abnehmen 5 könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften 10 verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmütig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der 15 Mensch tut, zu tun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter; und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, 20 keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. 25 Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgesellschaftlicher Umgebung und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben. 30

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeists empfinden und auf eine nicht vorzuziehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend be- 35 ginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet; äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürger-

lichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen; man entzog sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesizers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der 5 gefellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Nuße gegönnt war, sich nach einem 10 noch musenhaft ruhigem Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm 15 gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirt seine ge- 20 selligen Tugenden am anmutigsten entwickelte.

Indes ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und teilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und 25 dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirtschaftliche Besorgung aufzugeben und sich des einige Jahre 30 froh genossenen Grundbesizes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmutigen Willen 35 erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältnis zu

seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm kostete, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Un-
 5 statten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt
 10 teil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte Würde sein eigentliches
 15 Element gewesen sein; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an allem teilnehmen wollte und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er notwendig als angenehmer Gesellschafter er-
 20 scheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein
 25 praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich; und da er, bei aus-
 gebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig
 30 und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit auf-
 genommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art, zu denken, sich und andere zu unter-
 35 halten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte.

Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größeren Ansichten prälu-dierte und in heiteren Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserem Freunde noch nah
5 genug; als aber das ungeheuerere Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophierend, ergangen hatten, sie mußten eine Drohhurg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung be-
10 schränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte,
15 als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre, und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns fester, als bisher geschehen,
20 zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige
25 Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie tat sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserem Freunde, so
30 wie er mit ihr, in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Konflikt noch keineswegs beruhigt
35 und ausgeglichen ist und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem

Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein mußte, die Kräfte, die Verdienste beider Teile wohl kennen und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmutig bewässerten Tälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge, wo nicht verschleucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er betätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmut und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Ausrufung: es sei ihm niemals ein dergleichen

Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschehen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur, wie die eines Jünglings, schnell wiederherstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnis, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er teil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntnis, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Übersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Konflikt, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung betätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntnis geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Äußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mitteilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgetan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch über-

liefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verleugnete sich nicht, daß gerade unter diesen vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerter dargestellt und die Hoffnung auf die Fortdauer unseres Daseins sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden. 5 10

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm teuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen — davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohl denkend und mäßig, bei uns seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte. 15 20 25 30

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefodert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nötig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich 35

selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier
 5 seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten
 10 und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen näheren Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Tatsachen, Nachrichten und Urteilen gesammelt, welcher wohl
 15 einzig in seiner Art sein dürfte und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.



Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen

(1813/14)

Wenn man ein Land zu erobern gedenkt, so nimmt man keinen Anstand, Truppen marschieren zu lassen, man
 20 rückt in die Provinzen ein, verzehrt, was man vor sich findet, verwüstet gelegentlich ein paar Dörfer, verbrennt eine Stadt und schont keine Menschen, wie es Gebrauch und Notdurst des Krieges mit sich bringt; ist aber das Land in Besitz genommen und gehört es nun,
 25 durch Übereinkunft und Friedensschluß, dem neuen Fürsten, so glaubt man sogleich mitten im Frieden zu sein und alles auf die gewöhnlichste Friedensweise behandeln zu können, obgleich ein innerer Krieg noch lange fort dauert, besonders wenn der eroberte Staat von dem erobernden
 30 an Sprache und Sitte verschieden ist.

Man hat in Schriften und auch in Zeitungen die Frage aufgeworfen: auf welche Weise wohl der polnischen Nation die deutsche Sprache einzupflanzen sein möchte? und es sind dabei die Schwierigkeiten der Operation, wenn sie auf dem gewöhnlichen pädagogischen Wege eingeleitet werden soll, nicht verborgen geblieben. 5

Wir wagen daher einen zwar nicht gewaltsamen, doch vielleicht seltsam scheinenden Vorschlag und bitten dabei zu bedenken, daß, wie der Krieg, so auch der Friede seine außerordentlichen Fälle hat und deshalb auch außerordentliche Mittel nötig sind. Also zur Sache! 10

Man errichte mehrere herumziehende Theatergesellschaften, in solcher Anzahl, daß sie des Jahrs einigemal an bedeutenden Orten kurze Zeit spielen können. Es müßte ihnen durchaus untersagt sein, irgend eine Art von vorhandenem Schauspiel zu geben. Ihnen würde von höchster Behörde eine Sammlung Dialogen oder, wenn man will, kleiner Stücke überliefert, auf welche sie sämtlich verpflichtet würden; diese wären in der Art geschrieben wie die Gespräche in den Grammatiken und enthielten alles, was gewöhnlich im Leben jenes Volkes vorkommt, in reiner fließender deutscher Sprache. Was die Imagination, was die Leidenschaft auspricht, würde vermieden, so wie alle sentimentalen Gefinnungen und Zwecke. Nur die realen Äußerungen der Sittlichkeit würden dargestellt und ausgesprochen. Man sähe die mittlere und geringe Klasse, von Morgen bis Abend, von der Kindheit bis zum Alter, in den gewöhnlichsten Zuständen, denen niemand ausweicht, und alle diejenigen Ausdrücke, deren man sich im gemeinen Leben am öftersten bedient, würden mit Sorgfalt angebracht und nützlich gestellt. 15 20 25 30

Wir haben an den Familienszenen auf dem deutschen Theater die Erfahrung gemacht, wie schon das beinahe Gleichlautende des gemeinen Lebens, wenn es mit Sinn und Talent auf der Bühne dargestellt wird, ein großes Interesse erregen könne. Ja wir lesen bei Kämpfer, daß der japanische Kaiser sich sehr unterhalten gefunden, als 35

ihm die Holländer ihre gewöhnlichen Reverenzen, Begegnungen und täglichen Handlungen vorgespielt. Wenn man nun dem ungebildeten Volke, mit Erfindung und Geist, theils seine eigene Sitte und Unsitte, theils die gebildete Sitte der herrschenden Nation darstellte, dergestalt daß die Handlung schon als Pantomime verständlich wäre und die Sprache sich nur als Komplement hinzufügte, so würde schon manches gewonnen sein.

Eine Sammlung solcher kleinen Dramen würde alsdann gedruckt und zum Schulbuche gemacht und zwar dergestalt, daß Namen und alle Handlungen polnisch, der Dialog aber deutsch wäre, woraus ein sehr vielfacher Gebrauch entstünde. Der polnische Teil des Buches würde zum Lesebuch in der Nationalsprache dienen, es sei nun für eingeborne oder deutsche Kinder, er würde für sie nichts Totes enthalten, sondern eine lebhaftere Erinnerung dessen, was sie gesehen, oder ein Verlangen nach dem, was sie zu sehen wünschen, aufregen; der deutsche Teil würde denn nun ganz eigentlich zum Endzweck dienen, die nächsten Sprachbedürfnisse zu befriedigen.

Bei Komposition solcher Dialogen hätte man sich für Frechheit und Leichtfertigkeit so sehr als für Pedanterie zu hüten. Die äußere Achtung, welche Kinder ihren Eltern, Untergebene ihren Vorgesetzten zu beweisen haben, wäre mit Gebärden und Worten auszudrücken, die Folgen von Keulichkeit und Unreinlichkeit, von Nachlässigkeit oder Aufmerksamkeit, von Nüchternheit und Trunkenheit wären mit Maß und Sinn darzustellen, auch was man auf Kleidung und sonstiges äußeres Betragen wirken wollte, mit in Betracht zu ziehen, da sich ja, in so mannigfaltig ausgebildeten Staaten, Mode sowohl als Betragen von dem Theater herab mit Schnelligkeit ausbreiten.

Es ließen sich dergleichen Stücke auf mancherlei Weise variieren und beleben. Man sähe z. B. einen Polen von geringem Stande, der aber gedient hat und neben einem guten äußerlichen Betragen auch Deutsch kann. Man brächte ihn in Situationen, wo er sich und

andern durch diese Sprachkenntnis wichtige Dienste leistet, und so ist ein auffallendes Beispiel dargestellt. Was er mit sich selbst oder zu den Zuschauern spräche, könnte polnisch sein, der übrige Dialog deutsch.

Es gibt gewiß geistreiche Männer in jenen Staaten, denen die Erfindung und Ausführung solcher Arbeit gelingen müßte. 5

Hätte man solche Dialogen, wie es ohnehin mit jeder Grammatik geschieht, der Jugend in die Hände gegeben, so würde vielleicht bald daraus folgen, daß die Schulkinder geneigt wären, die Handlungen selbst vorzustellen, wodurch ein großer Gewinn sowohl für äußeres Betragen als für die Sprache zu hoffen wäre. Haben die Jesuiten, die gewiß wußten, wie man Menschen zu behandeln hat, das Schauspiel mit in den Plan ihrer Erziehung aufgenommen, verschmäht die neuere Pädagogik keineswegs die Einwirkung dramatischer Darstellung, haben wir Deutsche für Kinder eigens eingerichtete kleine Stücke, wird durch das Sprüchwortspiel unsre Sozietät öfter zum Dramatisieren aufgerufen, haben Sprüchwörter den Franzosen Gelegenheit zu anmutigen Scherzen gegeben, mag man in großen und kleinen Städten, selbst neben wohl eingerichteten öffentlichen Bühnen, sich auf Privattheatern immer üben und zeigen — warum sollte man einen so wirksamen Hebel nicht auch zweckmäßig da gebrauchen, wo er, und vielleicht allein, so viel in kurzer Zeit zu wirken im Stande ist? Freilich zeigt sich, sobald man die Ausführung überdenkt, manche Schwierigkeit; aber ist nicht eben Schwierigkeiten zu heben das Lebensgeschäft des Staats- und Weltbürgers? Entsetzt sich unsre Zeit vor neuen Einrichtungen und Organisationen? und wird der nicht vorzüglich geschätzt, der das unmöglich Scheinende möglich zu machen weiß? Man erinnere sich unsres vom Kriege hergenommenen Gleichnisses! dort fragt man nicht, was bei den größten Anstrengungen fällt und zu Grunde geht, sondern was erlangt wird. 20 25 30 35

Will man aber auch unserm Vorschlag alle Ausführbarkeit absprechen, so betrachte man ihn doch als Gleich-

nis, das weiter deuten und zu fernerm Nachdenken An-
 laß geben mag, wie die Kunst, wenn sie erst in ihrer
 Tiefe, Fülle und Gewandtheit bestünde und anerkannt
 würde, sich willig und geistreich zu großen und würdigen
 5 äußeren Zwecken hergeben könnte und dabei für sich zu-
 gleich unendlich gewinnen müßte.

Shakespeare und sein Ende

(1813—16)

Es ist über Shakespeare schon so viel gesagt, daß
 es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig;
 und doch ist dies die Eigenschaft des Geistes, daß er den
 10 Geist ewig anregt. Diesmal will ich Shakespeare von
 mehr als einer Seite betrachten, und zwar erstlich als
 Dichter überhaupt, sodann verglichen mit den Alten und
 den Neusten, und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter.
 Ich werde zu entwickeln suchen, was die Nachahmung
 15 seiner Art auf uns gewirkt und was sie überhaupt wirken
 kann. Ich werde meine Bestimmung zu dem, was schon
 gesagt ist, dadurch geben, daß ich es allenfalls wieder-
 hole, meine Abstimmung aber kurz und positiv aus-
 drücken, ohne mich in Streit und Widerspruch zu ver-
 20 wickeln. Hier sei also von jenem ersten Punkt zuvörderst
 die Rede.

I. Shakespeare als Dichter überhaupt.

Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist
 das Bewußtsein eigener Gesinnungen und Gedanken, das
 Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung gibt,
 25 auch fremde Gemüthsarten innig zu erkennen. Nun gibt
 es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hierzu ge-
 boren sind und solche durch Erfahrung zu praktischen
 Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der
 Welt und den Geschäften im höheren Sinn etwas abzu-
 30 gewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter
 geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen

Zwecken, sondern zu einem höhern, geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakespeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherem Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht: Shakespeares Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Überlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Überlieferung durchs Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakespeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn; durch diesen belebt sich zugleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begeben sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakespeareschen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginieren läßt, ja was besser imaginiert als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Wert erst durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenszenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakespeare, und dies

läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern; der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschloßnen Augen durch
 5 eine natürlich richtige Stimme ein Shakespearesches Stück nicht deklamieren, sondern rezitieren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren,
 10 was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu konspirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige
 15 und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft tätiger als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was
 20 ein Gemüt ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie.

Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen.
 25 Aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimnis zu verschwätzen und uns vor oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte,
 30 der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimnis muß heraus, und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu,
 35 alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz, wilde Tiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichnis, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die zivilisierte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakespeares Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmakkt, und diesen Reichtum hat er seinem Vaterlande zu danken. 5

Überall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden tätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar, ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschenkostüm, und hier gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer fürtrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Kostüm verstoßt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht. 10 15 20

Und so sei es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakespeares Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt. 25

So geht durch den ganzen Coriolan der Ärger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Besseren nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesamtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und Tat unverträglich sei. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben. 30 35

II. Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten.

Das Interesse, welches Shakespeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhn; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neueren Welt, welche man die romantischen genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Wert eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Desjen ungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheuere Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern, uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. - Diese Gegensätze sind:

30	Antik,	Modern.
	Naiv,	Sentimental.
	Heidnisch,	Christlich.
	Heldenhast,	Romantisch.
	Real,	Ideal.
35	Notwendigkeit,	Freiheit.
	Sollen,	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unauflöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neueren zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einzuweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagt' ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Muß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möcht' ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß, bei gegebenen

Mit- und Gegenspielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim P'hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind
6 meinem Willen und Wagen gar viele Türen gelassen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hilfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten
10 Vorteil ziehn; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleuniget wird. Hier ist der Sitz alles
15 Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch: es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und
20 Stadtgesetz; oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schauern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezieht sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen.
25 Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuern Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsere Kunst so wie unsere Sinnesart von
30 der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheuerere Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unserer Schwachheit zu Hilfe kommt, so fühlen wir uns
35 gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun, nach diesen Vorbetrachtungen,

zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Überhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert: denn

indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und -neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Dieße sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über alles präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakespeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern: daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sei, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuern und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenk ich Blümmers höchst schätzbare Abhandlung „Über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus“ und deren fürtreffliche Rezension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Vorsatz,

welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III. Shakespeare als Theaterdichter.

Wenn Kunstliebhaber und -freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakespeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neusten verglichen. Nun aber denken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakespeares Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen, der problematisch ist. Nicht alles, was der Vortreffliche tut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakespeare notwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen: Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Überlieferungen an die Menge durch einen einzelnen; Dialog Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück alles dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges

mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakespeares Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart, das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem, und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Lokalität zu Lokalität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen, die er ausläßt, ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Brettern, die die Welt bedeuten“, sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakespeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken schlummern den König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolziert. Dieses sind aber nur Momente, ausgesäte Juwelen, die durch viel Untheatralisches aus einander gehalten werden. Shakespeares ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakespeares großes Verdienst anerkennen; nur leugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn grade diese Bühnenenge zu eigener Begrenzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern

er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Überlieferung getreuer; doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwei beliebten Schauspielern, die Amme wohl auch von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Ökonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakespeare, wenn er schon vorhandene Stücke redigiert und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen, denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Rätsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnisreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspektivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste, wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publikum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewissen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuten lassen? Unter solchen Umständen waren Shakespeares Stücke höchst interessante Märchen, nur von mehreren Personen

erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskiert hatten, sich, wie es not tat, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben
 5 Paradies und Paläste zu imaginieren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst, Shakespeares Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt sich ganz allein ans Wirksame,
 10 alles andere warf er weg, ja sogar manches Notwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Szene des Königs Lear den Charakter des Stückes aufgehoben; aber er hatte doch
 15 Recht: denn in dieser Szene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm, und Mitleid wollte Schröder erregen, so wie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch
 20 nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakespeare redigiert, bringt diese Szene im Verlauf des Stückes die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen ver-
 25 kleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer und treffen den Alten, der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakespeares hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurteil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche, genaue
 35 Übersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugnis ablegen kann. Will man ein Shakespeareisch Stück sehen, so muß man wieder zu

Schröders Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakespeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre; denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julia für das weimarische Theater redigiert. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaktion, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke, und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Spiegel der großen Welt

von Karoline von Woltmann (Luise Berg)

(1814)

Dieses Heft oder, wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen lag auf dem Tische eines Gesellschaftszimmers; ein Freund nahm es auf, und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: „Was doch die Frauen schreiben lernen!“ Ein anderer nahm es auf und, wie der erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: „Was doch die Frauen aufpassen!“ Beides zusammen genommen möchte wohl zu Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben.

Über das deutsche Theater

(1815)

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater, als eine der schönsten Nationaltätigkeiten, aus trauriger Beschränkung und Verkümmern wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohlthätige Direktoren, nicht allein einer einzelnen Anstalt im stillen ernstlich vorzuste-
 5 stehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen ins Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direktion und Publikum werden sich immer mehr unter einander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht ver-
 10 gessen, was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so des Verfassers Mut belebt werden, mit ähnlichen Äußerungen nach und nach her-
 15 vorzutreten.

Ein Voratz Schillers, und was daraus erfolgt.

Als der verewigte Schiller durch die Gnade des Hofes, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen jenaischen Aufenthalt mit dem weimarischen zu vertauschen und der Eingezogenheit zu
 20 entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte, da war ihm besonders die weimarische Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Tätigkeit führten ihn ins Weite und Breite; und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei
 25 längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn notwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit

welcher Anhaltbarkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genötigt sah, das Stück in drei 5
Teile zu teilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das Lager und die Piccolomini 10
nicht überall und feltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im 15
Entwerfen seiner Pläne unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck durch Überzeugung den Mut besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem 20
gewissen Zeitraume vorübergehen. Alles andre gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.

Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesco, Produktionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens 25
über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Über alle dachte er nach, ob es nicht möglich 30
würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnelichen. Er pflog hierüber mit sich selbst, in langen, schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rat.

Hätte jene Beratungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik besitzen. Um desto angenehmer wird 35
Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schillers über den

projektierten und angefangnen Demetrius entgegenkommen, welches schöne Dokument prüfenden Erschaffens uns im Gefolg seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltjamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein tätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken getan, wohl auch an fremden tun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden; der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Voratz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereinkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, denen oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen altertümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das deutsche Theater auf echt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst Hermanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner

Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik, auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz
 5
 besonderes Verhältnis; er liebte sie eigentlich nicht, ja
 Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese
 Tragödie sowohl als Minna von Barnhelm in das
 Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu
 Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaktion, 10
 wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint
 das Stück noch gegenwärtig und wird sich lang' erhalten,
 weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die
 sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen. Möge doch
 die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche 15
 Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur
 berufen wird, um zu schauen, sondern auch, um zu hören
 und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausge-
 sprochne göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der
 Nation heilig und wert bleiben. 20

Die Gegenwart des vortrefflichen Jffland (1796) gab
 Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts, wie das Stück
 noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird.

Daß auch Schiller bei seiner Redaktion grausam
 verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung 25
 nachstehender Szenenfolge mit dem gedruckten Stücke
 selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E.
 vermißt unser Publikum ungern; und doch ist in Schil-
 lers Arbeit eine solche Konsequenz, daß man nicht ge-
 wagt hat, sie wieder einzulegen, weil andre Mißver- 30
 hältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen
 würden.

Egmont.

Erster Aufzug.

Auf einem freien Platz Armbrustschießen. Bei Ge-
 legenheit, daß einer von Egmonts Reuten durch den
 besten Schuß sich zum Schützenkönige erhebt, seine Ge- 35
 sundheit so wie die Gesundheiten der Herrschaften ge-

trunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nebst den Charakteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entstandnen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advokate, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel; Egmont tritt auf, besänftigt die Männer und bedroht den Rabulisten. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

Zweiter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzulösen, aber vergebens, und da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rabulist weißsagt Egmonts Schicksal; die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt aus einander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort, in Freud' und Leid an ihr Verhältnis mit Egmont zu denken; dieser tritt ein, und nun ist nichts anders als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Albas Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmonts anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, jener offen, dieser zurückhaltend und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen.

Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße; Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts auf-

regen, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg, mit Alärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Alärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von Vorbereitung zu Egmonts Hinrichtung. Alärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich, die Lampe verlischt, Alärchens Verschweigen andeutend. 5

Gefängnis, Egmont allein. Das Todesurteil wird ihm angekündigt. Szene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont, allein, entschläft. Erscheinung Alärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn 10 auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erscheinung Alärchens sind die Meinungen geteilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publikums darf sie nicht fehlen. 15

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren und vorzüglich Verfasser und Redakteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. 20 Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stück 25 zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundnes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum ersten gegeben und sodann wieder- 30 holt; allein bei aufmerkssamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältnis eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei und sich daher vollkommen 35 zur Tragödie qualifiziere. Fruchtlos blieb deshalb jener

Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältnis ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Nührung erhöht. Gegenwärtig ist das
 5 Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das letztemal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schaubühnen, welche dieses Stück aufzuführen gedächten,
 10 von weiter keinem Nutzen sein, deswegen wir über das Einzelne die nötigen Bemerkungen hinzufügen.

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaberrollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen und die leidenschaft-
 15 liche Verlegenheit, in die er sich gesetzt sieht, mit mannigfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger; es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiednen Charakteren. Die Schauspielerin,
 20 welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerstörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt
 25 Scheinende bald hinter sich lassen und als eine freie Gemüths- und Verstandsheldin vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern
 30 Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte; sie ist eine junge, heitere, tätige Witwe, die nur wieder heiraten
 35 möchte, um besser gehorcht zu sein.

Annchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sei; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen, was

es zu sagen hat, sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Akt, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt sein, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verraten; wie denn auch das zweimal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung tun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vorteile, die der Komponist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das, was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nötig hält, den Direktionen und Regien ans Herz zu legen trachtet.

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Produktion vierzig Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zuliebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Direktionen Vorteil bringen wird. Untersucht man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzuspreehen ist, entweder gar nicht aufs Theater kommen oder, wenn sie eine Zeitlang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden,

so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke noch am Publikum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers abgeht. Es ist daher sehr wohlgetan, wenn man Stücke nicht ganz beiseite legt
5 oder sie aus dem Repertorium wegstreicht. Man behalte sie beständig im Auge, sollte man sie auch jahrelang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

10 So würde z. B. das deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur wie die berühmte Seylerin mit einem echten, unsrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene: geschwind würden Medea,
Semiramis, Kleopatra, Agrippina und andre Heldinnen,
15 die man sich kolossal denken mag, aus dem Grabe auf-
erstehen; andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina,
und Emilie Galotti ist ein ganz andres Stück; der
Prinz ist entschuldigt, sobald man anerkennt, daß ihm
20 eine solche gewaltsame herrische Figur zur Last fallen
müsse.

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralisches Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es, zu einer Zeit, wo es
25 den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt aufs Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandteil, das Silbenmaß und der
Reim, abging. Nunmehr aber, da beides den Schau-
30 spielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Ver-
such wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vorteilhafter Besetzung. Es kam zugleich mit der
Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne.
35 Schiller war bei den Vorstellungen beirätig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahrs mit dem Rätsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber

eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abteilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

Iphigenia kam, nicht ohne Abkürzung, schon 1802 auf die weimarische Bühne; Tasso, nach langer, stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte, durch seine kühnen Entschliessungen, dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern und war mit Rat und Tat vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stückes kürzlich zu erzählen und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaktion bewirkt worden, im allgemeinen anzudeuten sein.

Götz von Berlichingen.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern bambergische Knechte in der Herberge verhöhnt werden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugetane Reiter kommen hinzu und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und

Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jarthausen, Gözens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige
 5 Ritterfrau, die andre als zartfühlend; der Sohn weichlich. Faud meldet, Weislingen sei gefangen und Götz bring' ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Gözens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten wird Weislingen
 10 gerührt. Maria und Karl treten ein; das Kind läßt zu Tische, Maria zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Maria steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Maria und Weislingen treten ein, ihr Verhältnis hat sich geknüpft; Götz und Elisabeth erscheinen, man
 15 beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen so wie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für
 20 diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an, zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß
 25 Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute, sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangnen Kaufleuten aus-
 30 üben, gibt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will; denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augs-
 35 burg. Maximilian, verdrießlich, weist sie ab; Weislingen

macht ihnen Hoffnung und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Göz und andre unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältnis zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheid, die ihn nötigt, 5 unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste, ihn anzulocken, sprechen sich aus.

Wir werden nach Jarthausen versetzt. Sickingen wirbt um Maria; Selbitz bringt Nachricht, daß Göz in 10 die Nacht erklärt sei. Man greift zu den Waffen. Verse kündigt sich an; Göz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt; weite Aussicht, verfallne Warte, Burg und Felsen. Eine Zigeunerfamilie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponiert sich 15 und knüpft die folgenden Szenen an einander. Der Hauptmann des Exekutionstrupps kommt an, gibt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm. Georg überfällt die Höhe; Selbitz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Verse befreit, 20 von Göz besucht.

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Maria und Sickingen, dazu der siegreiche Göz; er muß befürchten, sich eingeschlossen zu sehen. Maria und Sickingen werden getraut und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, 25 tapfere Gegenwehr, Familientisch; Verse bringt Nachricht von einer Kapitulation; Verrat.

Weislingens und Adelheids Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich. Maskenzug Adelheids. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem 30 Feste auf den Erzherzog angesehen sei; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirtshaus zu Heilbronn. Rathaus daselbst; Gözens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn. Die be- 35 kannten Szenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Göz mit Georg auf dem Aufstande, einem Wilde aufslauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Göz nicht über seine Grenze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkrieges. Das wilde Ungetüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt, weiß sich loszusagen. Göz, halb überredet, halb genötigt, gibt nach, erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweien sich, und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Gözen habhaft zu werden und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlin steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franzens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Göz und Georg in der traurigen Lage, mit Aufrührern verbunden zu sein.

Das heimliche Gericht kündigt sich an. Göz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundesstruppen gefangen genommen.

Adelheids Schloß. Die Verführerin trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein, und eine wirksame Szene erfolgt.

Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt. Maria schläft in einer Blumenlaube; Verse tritt zu ihr und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erlösen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, sodann Maria und Franz. Gözens Todesurteil wird vernichtet, und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redaktionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Szenenveränderungen, gewann mehr Raum zu Entwicklung der

Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer echten Theatergestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen; so wie man nicht abgeneigt ist, von der Ausnahme der Theaterstücke mehrerer deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne Rechenschaft zu geben. 5

Sollten jedoch diese Äußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem weimari- schen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und gräzifizierende, französische, englische, italienische und spanische Stücke; ferner Terenzische und 15 Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nötigsten wäre vielleicht, sich über Shakespeare zu erklären und das Vorurteil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen 20 müsse. Diese falsche Maxime hat die älteren Schröder- schen Bearbeitungen verdrängt und neue zu gedeihen ver- hindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig, aus- gesprochen werden, daß in diesem Falle, wie in so man- chem andern, der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer 25 trennen müsse; jeder hat seine Rechte, und keiner darf sie dem andern verkümmern.

Don Ciccio

(1815)

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der geheimen italienischen Literatur sehr berühmten Namen einmal 30 ausgesprochen, so wird es nicht unwillkommen sein, das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach vielbesungnen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; sein Widersacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch
 5 Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arkadier.

Lazzarelli, geboren im Jahre 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort und ergab sich der Rechtsgelahrtheit, welche er in der römischen Kurie, als Auditor
 10 des Kardinals Carpegna, praktisch anzübte. Allein, seine Familie zu erhalten, kehrte er ins Vaterland zurück, bekleidete manche öffentlichen Ämter und zuletzt das wichtige eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs neue in
 15 ausländische Dienste und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von
 20 Mirandola zu seinem Rat und Sekretär und endlich zum Präfecten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältnis zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernstern und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt.
 25 Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmutige und gefällige Manieren, eine wundersam kluge, gelehrte und erheiternde Unterhaltung; seine Lebensart, seine Religion, Nächstenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Aus-
 30 nahme gerühmt.

Als er im Gerichte zu Macerata saß, war Arrighini sein vertrauter Kollege; worüber sie sich aber bis auf den Grad des seltsamsten Hasses entzweit, ist nicht bekannt
 geworden; genug, in dem Werke: *La Cicceide, Legittima di Giov. Francesco Lazzarelli*. Edizione accresciuta. Amsterdam MDCCLXXX. finden sich 330 Sonette,
 35 welche alle damit schließen, daß Don Ciccio ein N. N. sei. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Teil gleichfalls

Sonette, sämmtlich zu demselben löblichen Zweck bestimmt; das vorletzte ist nach dem Tode des Don Ciccio und das letzte von dem Verfasser aus dem Fegfeuer datirt. Auch diese Zugabe ist von gleichem, unverwüßlichem Humor und poetischem Wert.

Nun glauben wir aber unsern Lesern eine Entwicklung schuldig zu sein, wie es möglich gewesen, eine solche Masse von Schmähdichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuschütten, der kein verdienstloser, schlechter Mensch, aber wohl eine ungeschickte, zudringliche, anmaßliche Person gewesen sein mag. Hätte nun der Dichter seinen Haß bloß verneinend ausgesprochen, seinen Gegner nur gescholten, ihm durch Verkleinerungen allen Wert und Würde zu rauben gesucht, so wär' es ihm schwerlich geglückt, den Leser anzuziehen und festzuhalten. Da er aber glücklicherweise versteht, seinen Schalkheiten positiven Gehalt zu geben, so bringt er uns jedesmal Gewinn, besticht und nötigt uns, auf Unkosten seines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege jedoch ihm dieses gelingt, wird nunmehr umständlicher aus einander zu setzen sein.

Lazzarelli hatte das Glück, in die Epoche einer sehr hohen, aber auch zugleich freien und losen Kultur zu fallen, wo es erlaubt ist, die würdigsten Gegenstände der nächstvergangenen Zeiten parodistisch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die Regierung Innocenz' XI., die keineswegs bigott war. Ihn sieht man ausgerüstet mit allem, was Altertum und Geschichte darbietet, was ein kirchliches und politisches Leben mitteilt, was Künste spielend überliefern und wovon die Wissenschaft entweder schon vollständige Kenntniß gibt oder doch die ersten Blicke gewährt. Gelehrsamkeit und Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Äußerungen, alles findet sich beisammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfasser seinen Mutwillen aufbaut; genug, nicht allein italienische Denker und Naturforscher, sondern auch französische behaupten, daß Lucrez nicht würdiger

von der Natur gesprochen, Homer sie nicht schöner beschrieben habe.

Ohne in ein solches unbedingtes, vielleicht manchem übertrieben scheinendes Lob grade einzustimmen, will ich
 5 versuchen, ferner abzuleiten, wie unserm Autor dasselbe zu teil werden konnte.

Außer jenen schon zugestandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretischen und praktischen Bildung genoß der Verfasser
 10 des noch größern Nationalvorzugs einer lebendigen Weltanschauung. Der Italiener, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt erst spielend, dann heiter, dann ernst alle die unendlichen Abstufungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles, was dem
 15 Menschen die Natur, was ihm Zustand und Ausbildung gibt, regt sich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchsten Zweige der Verfassung, alle Funktionen des Religionskultus und der Gerichtspflege, sich am hellen Tage, in der freien Luft,
 20 vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, so begreift man, was da zu sehen, zu bemerken und zu lernen ist. Der Bettler wie der Marchese, der Mönch wie der Cardinal, der Betturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künstler, alle treiben ihr Wesen vor den auf-
 25 merkenden Augen einer immerfort urteilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen so scharfen Blick, zu bemerken, wenn einer etwas Ungeheures zu seinem Schaden oder etwas Kluges zu seinem Nutzen unter-
 30 nimmt, wovon der sicherste Beweis ist, daß der größte Teil ihrer Sprichwörter aus solchen strengen und unbarmherzigen Bemerkungen entstanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiener, welches von allen Reisenden gekannt, von allen Reisebeschreibern bemerkt ist, bringt ein heiteres und glänzendes Wesen in
 35 ihre Literatur; ja die italienischen Schriftsteller sind schwerer zu beurteilen als die anderer Nationen. Ihre Prosaisien werden Poeten, ehe man sich's versieht, weil sie dasjenige, was mit dem Dichter geboren wird, in

ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wahrhaft poetische Naturen unserer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen. 5

Jenes Aufpassen der Italiener auf ein geschicktes oder ungeschicktes Betragen gibt gerade unserm Bazzarelli sehr viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unternehmungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Hestigkeit widerwärtig und mehr verworren als klar gewesen sein: dieses alles weiß nun sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen zwar nicht verdienstlosen, aber doch dämischen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Karikatur auf der Tafel zu entwerfen. 15 20

Wie manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, theils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren; doch versparen wir dies auf andere Zeit und bemerken nur noch folgendes:

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invektiven auf seinen Widersacher ausfüllte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen sein, wie denn mehrere Sonette an benannte Personen als Zeugen der Absurdität des Don Ciccio gerichtet sind; hieraus mögen Sammlungen entstanden sein, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet worden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Einschub, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin gibt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verlegernamen und Druckort: Paris, bei Claudius Kind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen. Die dritte obgemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne 25 30 35

Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Diese ist noch im Buchhandel zu finden, und keinem geistreichen Freund italienischer Literatur wird es gereuen, sie in seine Handbibliothek aufgenommen zu haben.

Proserpina

Melodram von Goethe, Musik von Eberwein.

(1815)

Daß dieses, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefrischte Monodrama bei der Vorstellung günstig aufgenommen worden, haben schon einige Tagesblätter freundlichst angezeigt. In einem beliebten Journal*) findet man die ganze kleine Dichtung, deren sich wohl schwerlich viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, so wie eine hinreichende Entwicklung hinzugefügt dessen, was bei der Vorstellung eigentlich zur Erscheinung gekommen und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber ist die Absicht, auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, nach denen man bei Wiederbelebung dieser abgeschiedenen Produktion verfahren, welches eben dieselben sind, zu denen wir uns schon früher bekannt und die uns so viele Jahre her geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben solle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber ist der jetzige Aufsatz für Directionen geschrieben, welche die Partitur dieses Stückes verlangt haben oder verlangen könnten, damit dieselben sich in den Stand gesetzt sehen, auch auf ihrer Bühne denselben, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und so nehme denn, nach Anleitung des gedachten

*) Journal für Literatur, Luxus und Mode 1815, Nr. 4, S. 226.

Journals, der Inhalt hier vor allem andern seine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteste und unterschiedenste Weise klar werde:

„Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Plutos geraubte Gattin, noch ganz im ersten Schrecken über das Begegnis; ermattet vom Umherirren in der wüsten Ode des Orkus, hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu übersehen, in dem sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlassenen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespiellinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu sein, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht teilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiteter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höheren Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu kosten, die sie an alle verlassene Freuden erinnert. Weh der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orkus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung ihres Schicksals in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte: sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie ist die Gattin des Verhaßten,

nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwilligen Besitz."

Die verschiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darstellung aufgebaut worden, sind folgende: 1) Dekoration, 2) Rezitation und Deklamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Musik, und zwar a) indem sie die Rede begleitet, b) indem sie zu malerischen Bewegungen auffordert, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieser Gegenstand interessirt, den oben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Dekoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches nicht sowohl öde als verödet darzustellen. In einer ernstern Landschaft Poussinischen Stils sah man Überreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquädukte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Ort der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten, und es daher ganz schicklich sein möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Diese Idee war auf dem weimarischen Theater mehr angedeutet als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere Bühnen unter sich wetteifern und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Dekoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobell, welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgesäet oder, wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzureichlich; aber eben deswegen könnten diese Zeichnungen geschmackreichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Dekoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei sein, wenn ein Teil der Szene eine verödete Villa vorstellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motiviert und mit dem übrigen notwendig verbunden würden. Geistreiche Künstler fänden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn zum Beispiel etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin unter Anleitung einer so einsichtigen als tätigen Generalintendanz die Herren Schinkel und Lütke sich zu diesem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftmalers und Architekten vereinigt angesprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemälde des zu früh abgeschiedenen Raaz zu Räte ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Dekoration ziemlich ähnliche Landschaft, als Aufgabe, den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde bei dieser Gelegenheit ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publikums gebracht; denn nicht allein, was auf dem Theater, sondern auch was von seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Rezitation und Deklamation sich musterhaft hervortun müsse, bedarf wohl keiner weitem Ausführung; wie denn bei uns deshalb nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden

in größter Mannigfaltigkeit sich einer jeden Stelle eigentümlich angeschlossen und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als
 5 Königin der Unterwelt; prächtige, über einander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks und steht
 10 auf einmal blumenbekrönt wieder als Nymphe da. Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den schönsten mannigfaltigsten Gestaltungen Anlaß gebe, daß der Kontrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmutig überraschend
 15 sei, wird niemanden entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen, sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen, sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie, den größten
 20 Teil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannigfaltigem pantomimischen Ausdruck, den Worten gemäß, zu benutzen weiß.

Auch dieser Teil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung
 25 flossen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzuondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen
 30 für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch ausgeschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel
 35 gelind, aber genugsam erfüllt und der steuernden Schifferin bei allen Bewegungen nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musika-

liſchen Raum, und die nahen und fernen Begrenzungen deſſelben ſind lieblich ahnungsvoll ausgeſchmückt. Die melodramatiſche Behandlung hat das große Verdienſt, mit weiſer Sparſamkeit ausgeführt zu ſein, indem ſie der Schauſpielerin gerade ſo viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannigfaltigen Übergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im ſchicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch-tanzartige Teil mit dem poetiſch-rhetoriſchen verſchmolzen und einer durch den andern geſteigert wird.

Eine geforderte und um deſto willkommenerere Wirkung tut das Chor der Parzen, welches mit Geſang eintritt und das ganze rezitativartig gehaltne Melodram rhythmisch-melodiſch abrundet; denn es iſt nicht zu leugnen, daß die melodramatiſche Behandlung ſich zuletzt in Geſang auflöſen und dadurch erſt volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie ſich nun dieſer Chorgeſang zur Deklamation und melodramatiſchen Begleitung verhielt, eben ſo verhielt ſich zu der an einer einzelnen Geſtalt ins Unendliche vermannigfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schluſſes. In dem nämlich Proſerpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderſüßliches Schickſal erkennt und, die Annäherung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigſten Gebärden in Verwünſchungen ausbricht, eröfſnet ſich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erſtarret zum Gemälde, und auch ſie, die Königin, zugleich erſtarrend, als Teil des Bildes.

Das Schattenreich war alſo gedacht und angeordnet: In der Mitte eine ſchwach beleuchtete Höhle, die drei Parzen umſchließend, ihrer Beſchäftigung gemäß, von verſchiedenem Alter und Kleidung, die jüngſte ſpinnend, die mittlere den Faden ausziehend und die älteſte mit der Schere bewaffnet. Die erſte emſig, die zweite froh, die dritte nachdenkend. Dieſe Höhle dient zum Fußgeſtelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto ſeinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu ſeiner Rechten leer geſehen

wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten, zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn aus
 5 einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, sich anstrengend, den auf der Rippe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vor-
 10 gestellt. Und wie nun Vaster und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allgemeine zieht, so hatte man hier keine besonders benannten Gestalten aufgeführt, sondern nur das allgemein
 15 Wonnevolle dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammnis auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, sprach sich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß allen ein geselliger Genuß bereitet war.

20 Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elysische Hügel emporstieg. Über ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmenlusthain, hinter welchem die Sonne auf-
 25 ging, Freunde und Liebende in vertraulichem Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgestellt, welche gar malerisch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze verteilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schattenseite zukam. Denke man sich nun
 30 Proserpina im königlichen Schmuck, zwischen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanstaunend zu ihrem leeren Thron, so wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild nach einer kurzen Verdeckung zum zweitenmale zu zeigen, benutzte man zum
 35 Abschluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proserpina mit zugedeckt; sie benutzte die kurze Zwischenzeit, sich auf den Thronsiß zu begeben, und als der Vorhang wieder aufstieg, sah man sie, neben ihrem Gemahl, einiger-

maßen abgewendet, sitzen und sie, die Bewegliche, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemäldes gibt zu erkennen, daß wir, dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei solchen Darstellungen höchst nötig ist, weil dem Auge nur wenig Zeit gegeben wird, sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftsmaler zu Hilfe gerufen, so werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu lösen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können sie ein ungeheures, mannigfaltiges und dennoch aus einander tretendes, faßliches Gemälde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben; wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüt aufdrang, anzubringen und einzuschalten.

Und so wären denn die Mittel klar aus einander gelegt, deren man sich bedient hat und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effekt hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche jedermann gern wiederholt sieht; schwerer und feltner sind kurzgefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der edle Inhalt am besten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgestellt; die Zahl derselben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienst angesehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches sich in idyllischen, heroischen, leidenschaftlichen, tragischen Motiven immer abwechselnd um sich selbst herumdreht, könnte seiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche seit seiner Entstehung die deutsche darstellende Kunst erworben, ihm zu Gunsten anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirk-

licher Gegenstände (veduta) zur höhern, ideellen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussins wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Dekorateur im landschaftlichen und architektonischen Fache die herrlichsten
 5 Motive darbietet.

Rezitation und Deklamation haben sich auch gesteigert und werden immer ins Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verstehen. Schöne anständige
 10 körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Teilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Eben so ist es mit dem Tableau, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und Dreikönigen an und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und
 20 beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehn, hat man hier angebracht und an das Stück dergestalt
 25 geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Komponisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Zu Schillers und Jfflands Andenken

(1815)

30 In diesen letzten Wochen erinnerte man sich allgemein zweier abgesetzten vortrefflichen Männer, welchen das deutsche Theater unendlich viel verdankt, deren

bedeutende Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß sie von Jugend auf in dem besten Vernehmen eine Kunst gefördert, zu der sie geboren waren. Bemerklich ist hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umstand zu jener gemeinsamen Erinnerung Anlaß gab. 5

Iffland war am 26. April geboren, welchen Tag das deutsche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden. An einem Tage daher ward auf dem Großherzogl. Weimarischen Theater das Andenken beider Männer dramatisch erneuert; und zwar geschah es folgendermaßen. 10

Die beiden letzten Akte der Hagestolzen wurden aufgeführt. Sie können gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eins der schönsten Erzeugnisse Ifflands betrachtet werden, und man durfte um so eher diese Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut besetzt und sorgfältig dargestellt, immerfort bei uns einer besondern Gunst genießt. 15 20

Der Schluß des letzten Actes ging unmittelbar in ein Nachspiel über, welches, in Versen gesprochen, sogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen auf eine läßliche Weise wieder zur Sprache und wurden freundlich beschwichtigt, so daß zuletzt Margareta, ihre Persönlichkeit nicht ganz verleugnend, in einen Epilog höhern Stils übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach. 25 30

Hierauf ward Schillers Glocke nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches auf eine bewunderungswürdige Weise sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wider bewegt und so die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert, 35

ihm hatte man, ohne die mindeste Veränderung, ein vollkommen dramatisches Leben mitzuteilen gesucht, indem die mannigfaltigen einzelnen Stellen unter die sämtliche Gesellschaft, nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, 5 der Persönlichkeit und sonstigen Bestimmungen, verteilt waren, wodurch dem Meister und seinen Gefellen, herandrängenden Neugierigen und Teilnehmenden sich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechanische Teil des Stücks tat eine gute 10 Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint, 15 das alles zusammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog, revidiert und mit verändertem Schlusse, vor- 20 getragen und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werten Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Madame Wolff rezitierte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Madame Vorzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. 25 Man hat die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Über die Entstehung des Festspiels zu Jfflands Andenken

(1815/16)

Das festliche Nachspiel zu den Hagestolzen Jfflands haben unsere Leser selbst beurteilt; über dessen Entstehung fügen wir noch einige Betrachtungen hinzu, 30 welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit, wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsetzung des Vorspiels Was wir bringen, zum Andenken Keils in Halle aufgeführt, 5
gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnädigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf 10
die Kultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Überzeugungen allgemein übereinstimmend verbreitet ist, so wie die Gabe, sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken. 15

Borzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt: denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie 20
es zu sagen sei, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere schon vorhandene unmittelbar 25
an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja sich in Szenen teilen, je nachdem sie dem einen oder dem andern zusagen. Hieraus entstehen unzurechnende Vorteile.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, 30
und so muß auf die Länge (und wer wird sich nicht gern aufs längste seines Talentcs erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewisse Eintönigkeit entstehen; weshalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzubekanntcr Gesellschaft findet, endlich ohne Teilnahme 35
bleibt und wohl gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber mehrere, in demselben Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere

Mannigfaltigkeit: denn die innigsten Freunde sind oft der Richtung und Liebhaberei nach ganz verschieden, sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Lustkreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen; woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderem Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus oben schon angeführten Gründen scheidet sich zu Gelegenheitsgedichten diese Art, zu arbeiten, am allerbesten, vorzüglich auch, weil hier keine selbständigen, dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anlässe lebhaft ergreifen, ja wohl gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Überzeugung gibt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung als das Zusammenarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, gezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Ausnahme, welche das Publikum gewährt, den Ausschlag entscheidet und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieses, besonders in größern Städten, wo dergleichen Versuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die selbständigsten Stücke den günstigsten Einfluß haben. Jffland hätte uns bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er sich bei Zeiten zu frischen, jungen Männern gesellt und sich aus seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Borgefügten schon Zweifel und Tadel befürchten, so könnte ich bekannte Schauspiel-dichter nennen (niemand errät sie, und sie wunderten sich selbst, ihre Namen hier zu finden), welche, wenn sie mit reagierenden Freunden in Gesellschaft treten wollten,

sich um die deutsche Bühne sehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemischen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen-, sondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundeskreisen, wo nur ein Sinn, nur ein Ton herrscht, möchte für diese Zwecke wenig zu hoffen bleiben. 5

Sollten diese meine Worte einige Wirkung hervorbringen, so würde ich sehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein solcher poetischer Gemeingeist 10 möglich und denkbar sei.

In Deutschland wird auf alle Fälle der Vorschlag weniger Ausübung finden, weil der Deutsche isolirt lebt und eine Ehre darin sucht, seine Individualität originell auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln 15 der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit einem Sinn und Mut wirkte und mit verschlungenem Bestreben, ohne irgend eine Rücksicht, das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur 20 immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte uns unbewußt einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare, wie 25 Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Kastor und Pollux, verbunden hätten, um Ernst und Heiterkeit, Bewegtheit und Klug Sinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegspiels poetisch oben zu halten. Am wünschenswerthesten wäre es gewesen, wenn Ehre von Freunden, 30 welche gewiß bei manchen Heeresabteilungen zusammenfochten, sich beredet hätten, der Nachwelt ein wunderbares Denkmal ihrer rühmlichen Tätigkeit zu hinterlassen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes, freies Zusammenarbeiten von verschiedenen Talenten im Gange 35 gewesen, so hätte es auch hier sich gewiß und auf das glänzendste gezeigt.

Wie sollte aber sogleich, nach Jahren des Drucks,

wo man sich in weiteren und engeren Kreisen auf jede Art zu verwahren suchte und in Verbindung mit andern wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein solches frohes und freies, poetisches Zusammenleben stattfinden? Vielleicht gibt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Bestreben, nach unseren friedlichen Wünschen, auch solchem dichterischen Beginnen eine glückliche Wendung.



Über die neue Ausgabe der Goethischen Werke

(1816)

Schon lange Jahre genießt der Verfasser das Glück, daß die Nation an seinen Arbeiten nicht nur freundlich teilnimmt, sondern daß auch mancher Leser, den Schriftsteller in den Schriften auffuchend, die stufenweise Entwicklung seiner geistigen Bildung zu entdecken bemüht ist. Wie sehr er dieses zu schätzen weiß, ist mehreren verehrten Personen bekannt, die mit ihm in nähern Verhältnissen stehen, aber auch Entfernte können daraus abnehmen, daß ihm ihre Teilnahme lieb und wert ist, da er für sie die Darstellung seines Lebens unternommen hat, deren Hauptzweck es ist, die Entwicklung schriftstellerischer und künstlerischer Fähigkeiten aus natürlichen und menschlichen Anlagen faßlich zu machen.

Wenn er nun aber vernimmt, daß man in gleicher Ansicht den Wunsch hegt, die neue Ausgabe seiner Schriften möchte chronologisch geordnet werden, so hält er es für Schuldigkeit, umständlich anzuzeigen, warum dieses nicht geschehen könne.

Wir haben zwar an der Ausgabe Schillerischer Werke ein Beispiel solcher Anordnung; allein der Herausgeber derselben war in einem ganz andern Falle, als der ist, in welchem wir uns gegenwärtig befinden. Bei einem sehr weiten Gesichtskreise hatte Schiller seinen Arbeits-

Kreis nicht übermäßig ausgedehnt. Die Epochen seiner Bildung sind entschieden und deutlich; die Werke, die er zu stande gebracht, wurden in einem kurzen Zeitraum vollendet. Sein Leben war leider nur zu kurz, und der Herausgeber übersah die vollbrachte Bahn seines Autors. Die Goethischen Arbeiten hingegen sind Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig, aus einem gewissen Mittelpunkte, sich nach allen Seiten hin versucht und in der Nähe sowohl als in der Ferne zu wirken strebt, manchen eingeschlagenen Weg für immer verläßt, auf andern lange beharrt. Wer sieht nicht, daß hier das wunderlichste Gemisch entspringen würde, wenn man das, was den Verfasser gleichzeitig beschäftigte, in einen Band zusammenbringen wollte; wenn es auch möglich wäre, die verschiedensten Produktionen dergestalt zu sondern, daß sie sich alsdann wieder, der Zeit ihres Ursprungs nach, neben einander stellen ließen.

Dieses ist aber deshalb nicht tadellich, weil zwischen Entwurf, Beginnen und Vollendung größerer, ja selbst kleiner Arbeiten oft viele Zeit hinging, sogar bei der Herausgabe die Produktionen teilweise umgearbeitet, Lücken derselben ausgefüllt, durch Redaktion und Revision erst eine Gestalt entschieden wurde, wie sie der Augenblick gewährte, in welchem sie den Weg einer öffentlichen Erscheinung betraten. Diese Verfahrensart, die theils aus einem unruhigen Naturell, theils aus einem sehr bewegten Leben hervorging, kann auf keinem andern als dem angefangenen Wege deutlich gemacht werden, wenn dem Verfasser nämlich gewährt ist, seine Bekenntnisse fortzusetzen. Alsdann wird der vierte Band, welcher bis zu Ende von 1775 reicht, die bedeutendsten Anfänge vorlegen; durch die Reise nach Italien wird sodann die erste Ausgabe bei Göschen, und was bis dahin vollbracht worden, ins Klare gesetzt, woraus denn hervorgehen dürfte, daß eine Zusammenstellung nach Jahren und Epochen keineswegs zu leisten sei.

Noch andere Betrachtungen treten ein, welche nicht

abzuweisen sind. Die Mehrzahl der Leser verlangt die Schrift und nicht den Schriftsteller; ihr ist darum zu tun, daß sie die Arbeiten nach ihrer verschiedenen Art und Natur in Gruppen und Massen beisammen finde, auch
6 in diesem Sinne einen und den andern Band zu irgend einem Gebrauch sich wähle. Der Komponist, Sänger, Deklamator will die Lieder, die kürzern Gedichte beisammen, um sich deren auf Reisen, in Gesellschaften bedienen zu können. Diese sämtlichen Freunde würden
10 unzufrieden sein, wenn sie solche Produktionen, die sie vorzüglich interessieren, in viele Bände zerstreut sähen. Ja es dürften nicht einmal mehrere spätere Lieder, die schon komponiert und gedruckt sind, in diese Ausgabe aufgenommen werden, weil sie einer Epoche angehören,
15 deren völliger Abschluß den Nachkommen überlassen bleibt.

Und so wird man denn auch dem Verleger Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er die Einrichtung traf, daß die erste Ausgabe vollkommen brauchbar bleiben
20 und mit wenigem Aufwande der zweiten völlig gleich ergänzt werden konnte.

Damit man aber des Verfassers Bereitwilligkeit sehe, allen billigen Wünschen entgegenzukommen, so wird er dieser neuen Ausgabe einen Aufsatz hinzufügen, der dasjenige,
25 was in den Bekenntnissen schon gesagt worden, im kurzen wiederholen und das, was noch zu sagen übrig bleibt, gleichfalls kurz, jedoch wesentlich, darlegen wird.

Sind die versprochenen zwanzig Bände, durch die
30 Gunst des Publikums, beendigt und herausgegeben, alsdann wird eher die Frage zu beantworten sein, inwiefern eine Fortsetzung, ja vielleicht auch eine Ausgabe der wissenschaftlichen Arbeiten zu wünschen sei.

Und so glaubt man durch aufrichtige Darlegung der
35 Umstände dem teilnehmenden, wohlwollenden Leser so viel als möglich genug getan zu haben.



Das Reformationsfest

(1816/17)

Das 1817 den 31. Oktober zu feiernde Reformationsfest setzt die deutschen Geister schon in lebhafteste Bewegung. Die Protestanten sehen dieser Epoche mit Freudigkeit entgegen; die Katholiken fürchten höhnen den Übermut und befürchten neue Spaltung und Trennung. Es werden 5 viele Vorschläge geschehen, wie dieses Fest zu feiern sei. Mir ist der Gedanke beigegeben, es auf den 18. Oktober zu verlegen.

Als man diesen Tag zur Feier des Jahresfestes wählte, war es in gewissem Sinne zufällig. Luther hat 10 an diesem Tage gleichsam die unwiderrussliche Kriegserklärung gegen das Papsttum getan; allein sowohl vorher als besonders nachher finden sich wichtige Tage, die man eben so gut hätte wählen können. Die Schlacht bei Leipzig ist dagegen ein entschiedenes Tagesfest. Genug, das ganze 15 Jahr 1817 wie das folgende kann als feierlich von den Protestanten angesehen werden. Wenn ich nun also behaupte, daß das Reformationsfest ein bewegliches Fest sei, an den 31. Oktober nur zufällig geknüpft, so will ich nunmehr die Gründe anführen, welche mich zu ge- 20 dachtem Vorschlag, das Fest zu verlegen, antreiben.

Erstens. Zwei so nahe an einander folgende, nicht 14 Tage von einander entfernte Feste müssen einander notwendig schaden, und das zweite gerät in Gefahr, weniger glänzend zu werden. Denn das Fest am 18. Oktober zehrt 25 schon manche ökonomische Kräfte auf, indem der Deutsche an diesem Tage, zu mancherlei Gaben aufgefordert, sie gern, ja reichlich spendet, nachher aber gern einige Pause wünschen mag.

Zweitens tritt noch eine höhere Betrachtung ein, denn 30 nicht nur die zu milden Gaben und dem äußeren Glanze des Festes bestimmten Summen werden erschöpft, sondern das Gefühl erschöpft sich auch; wer sich am 18. recht

herzlich gefreut, gejubelt und genossen hat, wird am 31. eine gewisse Leere fühlen und nicht vermögen, sein Gefühl auf einen ähnlichen Grad von Enthusiasmus zu steigern.

5 Drittens. Und dann läßt sich in keinem Sinne ein höheres Fest finden als das aller Deutschen. Es wird von allen Glaubensgenossen gefeiert und ist in diesem Sinne noch mehr als Nationalfest: ein Fest der reinsten Humanität. Niemand fragt, von welcher Konfession der
10 Mann des Landsturms sei, alle ziehen vereinigt zur Kirche und werden von demselben Gottesdienste erbaut; alle bilden einen Kreis ums Feuer und werden von einer Flamme erleuchtet. Alle erheben den Geist, an jenen Tag gedenkend, der seine Glorie nicht etwa nur
15 Christen, sondern auch Juden, Mahometanern und Heiden zu danken hat. Man denke sich nun den Geist von diesem großen Weltfeste zurück auf ein spezielles Kirchenfest gelenkt, an welchem ein reines Gemüt oft keine vollkommene Freude haben kann, weil man an
20 Zwiespalt und Unfrieden, ein ungeheures Unglück einiger Jahrhunderte erinnert wird, ja was noch schlimmer ist, daß er sich sagen muß, daß er sich von denjenigen, mit denen er sich vor vierzehn Tagen aufs innigste und kräftigste verbunden gefühlt, trennen und sie durch diese
25 Trennung kränken muß. Und gerade die Freude einer liebevollen Eintracht wird man hier mehr vermessen als die Feuerfackeln und Erleuchtungen aller Art, welche freilich nicht zu wiederholen sind. Kein protestantischer Staat, in welchem nicht bedeutende Katholiken sind;
30 diese werden sich in ihre Häuser verschließen, so wie umgekehrt in katholischen Staaten der geringern Anzahl von Protestanten nur in aller Stille ihr Fest zu feiern vergönnt sein würde.

Rede bei Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Großherzoglichen Hoftheater-Intendanz

(1817)

Die heutige Zusammenkunft ist für uns alle von Bedeutung und Wichtigkeit; für mich am meisten, denn indem ich, dem gnädigsten Reskripte vom 29. Januar gemäß, meinen Sohn, den Kammerjunker und Kammererrat von Goethe, als Mitglied der ansehnlichen Theaterintendanz einführe, weiß ich recht gut, was für eine mühs- und sorgenvolle Laufbahn ich ihm eröffne, und in diesem Sinne müßte mir der gegenwärtige Augenblick schmerz- lich sein. Bedenke ich aber, daß dieser Schritt nach dem eigensten Willen unseres gnädigsten Fürsten und Herrn geschieht, so muß ich darin die größte Belohnung der vieljährigen in diesem Fache erduldeten Mühseligkeiten betrachten: denn es zeigt an, daß Höchstdieselben mit der bisherigen Führung und Leitung dergestalt zufrieden gewesen, daß Sie wünschen, künftighin möge das Geschäft nach gleichen Grundsätzen und auf gleiche Weise fortgeführt werden. Dadurch seh' ich mich denn, bei merklicher Abnahme an Kräften, durch jugendlichen Mut und Tätigkeit im Bilde wieder hergestellt und ich darf hoffen, von dem Geschäft dereinst nicht ganz abzugehen.

Und so mag ich denn gern der Zeiten denken, wo diese durch mancherlei Wechsel sich hindurch windende Anstalt begonnen, begründet und nach und nach auferbaut worden. Dieses ist durch gemeinsame treue Mitwirkung vorzüglicher, kenntnisreicher, treugesinnter und ausdauernder Männer geschehen, so daß wir gegenwärtig wohl mit gutem Gewissen einen jungen Mann auffordern können, an unsern Bemühungen teilzunehmen: denn es ist bei uns nicht etwa von einer Reform oder Veränderung die Rede, nicht von einer neuen Gestaltung der Dinge, son-

dem das Vorhandene soll erhalten und das Bestehende frisch angeregt werden.

Unsere ökonomischen Einrichtungen und Zustände — Dank sei es demjenigen, der sich besonders damit beschäftigt! — sind untadelhaft und alles Zutrauns würdig. Alles was zur technischen Einrichtung der Bühne gehört, ist auf das genaueste schon auf einem solchen Punkte, daß selbst das Wenige, was noch abgehen möchte, bereits angeordnet und vorgearbeitet ist. Worauf wir aber gegenwärtig alle Aufmerksamkeit zu richten haben, ist gerade die Hauptsache, nämlich die öffentliche Erscheinung unserer Bühne, in der wir, ohne unsere Schuld, zurückgekommen sind. Denn da hiebei alles auf Talent und Persönlichkeit des Schauspielers ankommt, so dürfen wir uns nicht leugnen, daß wir manchen Verlust erlitten haben und mancher uns bevorsteht. Den möglichen Ersatz des Verlorenen, die Vermannigfaltigung eines befriedigenden geistreichen Zusammenspiels, die Sorge für ununterbrochene bedeutende Vorstellungen, das ist es, worauf wir jezo losarbeiten müssen. Daß es hiezu neuer Mittel, frischer Anstrengungen, anhaltender Bemühungen bedürfe, werden wir uns nicht ableugnen, und ich gedenke in kurzer Zeit hierüber meine Vorschläge den verehrten Mitgeordneten zur Prüfung vorzulegen. Sind sie durch ihren Beirat der Vollkommenheit näher gebracht und wert befunden, von Serenissimo beurteilt zu werden, so können wir uns eine beifällige Genehmigung oder wenigstens eine gnädigste Zurechtweisung versprechen.

Indem ich nun meinen allgemeinen, aber wohlgefühnten Dank für die bisherigen Mitwirkungen allen Gliedern unseres Vereins hiemit ausspreche, so ersuche um Wohlwollen, Geneigtheit und Zutrauen für den so eben Eingeführten, damit jugendlich guter Wille und Kraft ungehindert wirksam werden könne.

Mich selbst aber erbiete sowohl in Gegenwart als Abwesenheit zu der treulichsten Beachtung des Vorteils dieser schönen Anstalt und verspreche mir, wie bisher, auch für die Zukunft geneigten Anteil und Mitwirkung.



Deutsche Sprache

(1817)

Einige jüngere Kunstgenossen, welche den ersten Auf-
 satz des zweiten Heftes gelesen und daselbst die alter-
 tümelnde, christelnde Kunst nicht zum besten behandelt
 fanden, erwehrten sich nicht der Frage, ob denn die Wei-
 marischen Kunstfreunde, im Jahre 1797, als der Kloster- 5
 bruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung
 gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der
 deutschen Kunst mißbilligt; worauf denn notwendig eine
 bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüter nahmen dieses Bekenntniß 10
 keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine
 Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht
 gleich die strebenden Künstler, besonders die, mit welchen
 man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich ein-
 schleichendem Übel vorzubeugen. Hierauf nun konnte 15
 man verschiedenes erwidern. Es sei nämlich in allen
 solchen Fällen ein eben so gefährlich als unnützes Unter-
 nehmen, verneinend, abratend, widerstrebend zu Werke
 zu gehen; denn wenn junge gemütvollte Talente einer all-
 gemeinen Zeitrichtung folgen und auf diesem Wege, ihrer 20
 Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen,
 so sei es schwer, ja fast unmöglich, sie zu überzeugen, daß
 hieraus für sie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden
 entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche still-
 schweigend zusehn, wie sich denn auch der Gang der- 25
 selben nur nach und nach entwickelt. Untätig sei man
 aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung
 anzudeuten gesucht. Hieron bleibe ein unverwerfliches
 Zeugniß die siebenjährige Folge weimarischer Kunst-
 ausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche 30
 Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die
 griechische Dichtkunst überliefert oder worauf sie hin-
 deutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue
 kränkelnde Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich

zuletzt befürchten müssen, von dem Strome selbst hinabgezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neueste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht
 5 gleichfalls in derselben einiges mißfällig sein könnte, ohne daß man sich deshalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniß habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethen hin-
 10 über Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir uns, über deutsche Sprache und über den Zug und Unzug, welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämtlichen Lesern bekannt wünschen, damit
 15 durch fremden Mund ausgesprochen werde, wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der Deutschen Sprache in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im dritten Stück des achten Bandes
 20 der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt, über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden getan haben, vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden
 25 kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Überzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung gibt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles, was und wie er es gesagt, unterschreiben, so enthalten wir uns alles weiteren und sagen nur so viel
 30 von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sei, sondern echt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dies mag eine kurze Nachricht von ihm dartun und beweisen.

Karl Ruckstuhl, im Kanton Luzern von angesehenen
 35 Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jünglinge herangewachsen bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt, daß die Quelle wahrer Bildung nur allein

bei den Alten zu suchen sei, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kantonschule zu Aarau. 5

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache theilzunehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preussische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter 10 den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht, seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er 15 denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen, daß er fortfahren möge, seine Überzeugungen dem Publikum mitzuteilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in diesem Fache 20 wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht und über ihr Tun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir 25 uns die beste Wirkung versprechen.

Einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, 30 welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Baldes gedenken. 35 Vielleicht übernähme der Übersetzer des ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er

beachten, wie auch andere gebildete Nationen zu der Zeit, als Lateinisch die Weltsprache war, in ihr gedichtet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, die uns jetzt verloren geht.

6 Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft eben so dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig
10 vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

15 Durch die Litterargeschichte, so wie durch die Weltgeschichte, schleichen oftmals kleine, geringscheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltbarkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen sein, der uns vor Augen stellte, wie seit vierzig
20 Jahren geist- und klangreiche Menschen sowohl französischen als italienischen Opern deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich da-
25 durch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Produktionen des französischen lyrischen Dramas auf unsern Bühnen gesehen, die italienischen Opern sind uns nicht fremd geblieben, deutsche Singstücke, von deutschen Meistern komponiert, vergnügen den Geist, erheben das Gemüt seit
30 vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publikums, und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr der unschätzbare Vorteil, daß sie immer singbarer wurde,
35 ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellschaftliche, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten,

und unsere ernste charakteristische Musik fand Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es aussprechen, daß zu allem diesem der gänzlich verschollene Schauspieldirektor Marchand den ersten Anlaß gab, indem er das neckische Milchmädchen mit den täppischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmütigen Ungeheuer aus Frankreich herüberbrachte, durch ansprechende Musik eines Grétry das Theater belebte und uns folgerichtige Wohltaten spendete: denn von jener Zeit an läßt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Teilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Übersicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres tun könnte, als sich in seinen mittel-
ländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eigenem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser; die Zeit wird kommen, wo der Deutsche wieder fragt, auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wohl gelungen, die Sprache auf den hohen Grad von Selbständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihilfe, hinreichend gewinnen könne. Dies verdanken wir einzelnen, vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. Hierzu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt. Alle Beamte und Unterbeamte daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, insofern sie Erzieher sind.

Diese Personen sämlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfnis innerhalb der Muttersprache befriedigen.

5 Die Forderung dagegen, die in weiteren und höhern Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben, der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, 10 ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen 15 er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele 20 Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt; und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt 25 mitführen — er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten,

welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.

(1817)

Aber. — Gewissermaßen. — Einigermaßen. — Beinahe. — Ungefähr. — Raun. — Fast. — Unmaßgeblich. —

Wenigstens. — Ich glaube. — Mich deucht. — Ich leugne
 nicht. — Wahrscheinlich. — Vielleicht. — Nach meiner
 Einsicht. — Wenn man will. — So viel mir bewußt. —
 Wie ich mich erinnere. — Wenn man mich recht berichtet. —
 Mit Einschränkung gesprochen. — Ich werde nicht irren. — 5'
 Es schwebt mir so vor. — Eine Art von. — Mit Aus-
 nahme. — Ohne Zweifel. — Ich möchte sagen. — Man
 könnte sagen. — Wie man zu sagen pflegt. — Warum
 soll ich nicht gestehen. — Wie ich es nennen will. —
 Nach jeziger Weise zu reden. — Wenn ich die Zeiten 10
 nicht verwechsle. — Jrgend. — Jrgendwo. — Damals. —
 Sonst. — Ich sage nicht zu viel. — Wie man mir ge-
 sagt. — Man denke nicht. — Wie natürlich ist. — Wie
 man sich leicht vorstellen kann. — Man gebe mir zu. —
 Zugegeben. — Mit Erlaubniß zu sagen. — Erlauben 15
 Sie. — Man verzeihe mir. — Aufrichtig gesprochen. —
 Ohne Umschweife gesagt. — Geradezu. — Das Kind bei
 seinem Namen genannt. — Verzeihung dem verben Aus-
 druck.

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften 20
 als ernstern Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand
 zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch per-
 sönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige, ent-
 schiedene Mann konnte gar sehr in Eifer geraten, wenn
 man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen 25
 oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war
 es eine Zeit, wo er dem Worte gewissermaßen einen
 heftigen Krieg machte. Dies gab Gelegenheit, näher zu
 bedenken, woher diese höflichen, vorbittenden, allen Wider-
 spruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigenden 30
 Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge diese Art
 Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt sein, weil in
 der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von
 seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen
 demütigen Phrasen Gebrauch machen sollte. 35

Urteilstworte französischer Kritiker

(1817—20)

Reichliche des Tadel's.

	A.		G.	L.
	abandonnée.	détestable.	gâté.	laquais.
	absurde.	diabolique.	gauchement.	léger.
	arrogance.	dure.	gauchers.	lésine.
5	astuce.	E.	grimace.	louche.
	B.	échoppe.	grossier.	lourd.
	bafoué.	enflure.	grossièrement.	M.
	bête.	engouement.		maladresse.
	bêtise.	ennui.	H.	manque.
10	bouffissure.	ennuyeux.	haillons.	maraud.
	bouquin.	énorme.	honnêtement.	mauvais.
	bourgeois.	entortillé.	honte.	médiocre.
	boursouffure.	éphémères.	horreur.	mépris.
15	boutade.	épluché.		méprise.
	brisé.	espèce.	I.	mignardise.
	brutalité.	étourneau.	imbécille.	mordant.
	C.	F.	impertinence.	N.
	cabale.	factices.	impertinent.	négligé.
	cagot.	fadaise.	impuissant.	négligence.
20	canaille.	faible.	incorrection.	noirceur.
	carcan.	fainéants.	indécis.	non-soin.
	clique.	fané.	indéterminé.	O.
	contraire.	fastidieux.	indifférence.	odieux.
	créature.	fatigant.	indignités.	
25	D.	fatuité.	inégalité.	P.
	déclamatoire.	faux.	inguérissable.	passable.
	décrié.	forcé.	insipide.	pauvreté.
	dégoût.	fou.	insipidité.	pénible.
	dénigrement.	fourré.	insoutenable.	petites-mai-
30	dépourvu.	friperie.	intolérant.	sons.
	dépravé.	frivole.	jouets.	peu-propre.
	désobligeant.	furieux.	irréfléchi.	pie-grièche.

pitoyable.	rebattu.	sifflets.	traînée.	
plat.	réchauffé.	singerie.	travers.	
platitude.	rédundance.	somnifère.	triste.	
pompeux.	rétréci.	soporifique.		V.
précieux.	révoltant.	sottise.		6
puérités.	ridicule.	subalterne.	vague.	
	roquet.		vexé.	
R.		T.	vide.	
rapsodie.	S.	terrassé.	vieillesie.	
ratatiné.	sans succès.	tombée.	volumineux.	10

Starke Zeugnisse des Lobes.

A.	E.	I.	P.	
animé.	esprit.	invention.	piquant.	
applaudie.	F.	justesse.	prodigieux.	
	facile.		pur.	
B.	finesse.	L.	R.	15
brillant.	G.	léger.	raisonnable.	
	goût.	légèreté.	S.	
C.	grâce.	libre.	spirituel.	
charmant.	gracieux.	N.	V.	
correct.	grave.	nombreux.	verve.	20

Worte sind der Seele Bild —

Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!

Sagen herbe, deuten mild,

Was wir haben, was wir hatten. —

Was wir hatten, wo ist's hin?

Und was ist denn, was wir haben? —

Nun! wir sprechen! Rasch im Fliehen

Haschen wir des Lebens Gaben.

Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urteil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf; und so bezeichnet, unbewußt, jedes Alter auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen: ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und römische Terminologie dieses Faches besitzen wir, neuere Kritik zu beurteilen gebe vorstehendes einigen An-
 5 laß. Wie der einzelne Mensch, so auch die Nation ruht auf dem Altvorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urteilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt.
 10 Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurteil am Altertum, und man muß ihm mit Parallelstellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakespeares freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben
 15 durch Einführung mißverständener alter Lehren und durch nette Konvenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Weg und wird ihn gleich wiederfinden, sobald
 20 er das schädliche Bestreben aufgibt, die Nibelungen der Ilias gleichzustellen.

Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der Wirkliche russisch-kaiserliche Staats-
 25 rat Uwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke Konnos von Panopolis, der Dichter (St. Petersburg 1817), und zwar in dem an einen alten Freund und Teilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wieder-
 30 geburt der Altertumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue
 35 Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken; und deswegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des poli-

tischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist.“

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst, jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutschen diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Nachtrag zu den „Urtheilsworten französischer Kritiker“.

Unter dieser Rubrik hatte ich im dritten Hefte gegenwärtiger Zeitschrift ein Verzeichniß eingerückt, wo freilich sehr viele Worte des Tadelns gegen lärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der *Vrai Libéral* unterm 4. Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er tut dies jedoch mit so vieler Anmut und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mitteilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Korrespondent des *Wahren Freisinnigen* zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt, wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden, die man eben nicht erwartet hätte; ferner daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen, die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen,

wenn ich erzähle, wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er, ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigensten Leben der Pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots, Die Klosterfrau, Jakob der Fatalist u. s. w., nach und nach in so kleinen Portionen zugeteilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben von Sendung zu Sendung lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunst hoher Gönner, eine regelmäßige Mitteilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studieren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Produktionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deshalb mußte mir in der Grimmiſchen Korrespondenz gar bald auffallen, daß in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urteil durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sei, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene sämtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernst; und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmiſche Korrespondenz in öffentlichem Druck erschien, laß ich solche, als ein Doku-

ment vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck; wobei ich mich denn aufs neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie, geistiger 5
 Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerkten muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte; deshalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminösen Werk zu finden sein möchte. 10

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens 15
 im allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Geistes-Epochen

nach Hermanns neuesten Mittheilungen.

(1817)

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menschen ist sich gleich. Wüste Leerheit umfängt erst alles, der Geist jedoch brütet schon über Beweglichem und Gebildetem. Indes die Autochthonen-Menge stau- 20
 nend ängstlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichste Bedürfnis zu befriedigen, schaut ein begünstigter Geist in die großen Welterscheinungen hinein, bemerkt, was sich ereignet, und spricht das Vorhandene ahnungsvoll aus, als wenn es entstünde. So haben wir in der ältesten 25
 Zeit Betrachtung, Philosophie, Benamung und Poesie der Natur alles in einem.

Die Welt wird heiterer, jene düsteren Elemente klären sich auf, entwirren sich, der Mensch greift nach ihnen, sie auf andere Weise zu gewältigen. Eine frische gesunde 30
 Sinnlichkeit blickt umher, freundlich sieht sie im Ver-

gangenen und Gegenwärtigen nur ihresgleichen. Dem alten Namen verleiht sie neue Gestalt, anthropomorphosiert, personifiziert das Leblose wie das Abgestorbene und verteilt ihren eigenen Charakter über alle Geschöpfe. So
 5 lebt und webt der Volksglaube, der sich von allem Abstrusen, was aus jener Urepoche übrig geblieben sein mag, oft leichtsinnig befreit. Das Reich der Poesie blüht auf, und nur der ist Poet, der den Volksglauben besitzt oder sich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieser
 10 Epoche ist freie, tüchtige, ernste, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Mensch in Absicht der Veredlung sein selbst keine Grenzen kennt, auch die klare Region des Daseins ihm nicht in allen Umständen zusagt, so strebt
 15 er ins Geheimnis zurück, sucht höhere Ableitung dessen, was ihm erscheint. Und wie die Poesie Dryaden und Hamadryaden schafft, über denen höhere Götter ihr Wesen treiben, so erzeugt die Theologie Dämonen, die sie so lange einander unterordnet, bis sie zuletzt sämtlich von
 20 einem Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche dürfen wir die heilige nennen; sie gehört im höchsten Sinne der Vernunft an, kann sich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil sie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufstutzt, ohne Poesie zu sein, weil sie
 25 das Wunderbarste ausspricht und ihm objektive Gültigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden. Dieser, in seiner größten Energie und Reinheit, verehrt die Uranfänge, erfreut sich am poetischen Volksglauben und schätzt das edle Menschenbedürfnis, ein Oberstes anzuerkennen. Allein der Verständige strebt, alles Denkbare seiner Klarheit anzueignen und selbst die geheimnisvollsten Erscheinungen faßlich aufzulösen. Volks- und
 30 Priester Glaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demselben ein Begreifliches, Nöthliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung gesucht, das Besondere ins Allgemeine verwandelt und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menschheit überhaupt Zuständiges herausgeleitet. Dieser Epoche kann

man ein edles, reines, kluges Bestreben nicht absprechen; sie genügt aber mehr dem einzelnen wohlbegabten Menschen als ganzen Völkern.

Denn wie sich diese Sinnesart verbreitet, folgt sogleich die letzte Epoche, welche wir die prosaische nennen dürfen, da sie nicht etwa den Gehalt der frühern humanisieren, dem reinen Menschenverstand und Hausgebrauch aneignen möchte, sondern das Älteste in die Gestalt des gemeinen Tags zieht und auf diese Weise Urgefühle, Volks- und Priester glauben, ja den Glauben des Verstandes, der hinter dem Seltsamen noch einen löblichen Zusammenhang vermutet, völlig zerstört.

Diese Epoche kann nicht lange dauern. Das Menschenbedürfnis, durch Weltgeschickale aufgeregt, überspringt rückwärts die verständige Leitung, vermischt Priester-, Volks- und Urglauben, klammert sich bald da, bald dort an Überlieferungen, versenkt sich in Geheimnisse, setzt Märchen an die Stelle der Poesie und erhebt sie zu Glaubensartikeln. Anstatt verständig zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr gegeben, jeder einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt seine vollkommene Torheit für ein vollendetes Ganze.

Und so wird denn auch der Wert eines jeden Geheimnisses zerstört, der Volksglaube selbst entweiht; Eigenschaften, die sich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegen einander, und so ist das Tohu wa Bohu wieder da: aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte.

Uranfänge

tiefsinnig beschaut, schließlich benamst.

Poesie	Volksglaube	Tüchtig	Einbildungs- kraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Bernunft

Philosophie	Aufklärendes Herab-		
	ziehen	Klug	Verstand
Prosa	Auflösung ins Alltäg-		
	liche	Gemein	Sinnlichkeit

5 Vermischung, Widerstreben, Auflösung.

Maturins Bertram

(1817)

Das Trauerspiel Bertram, ein Resultat neuer eng-
lischer Literatur, ist schwer, ja kaum zu übersetzen, ob
wir gleich deutsche Originalelemente, Schillerische Moors
und Kozebuische Kinder, die sich sogar freundlich die
10 Hand reichen, Mönche, Ritter, Wasserströme und Ge-
witter als alte Bekannte darin antreffen.

Will man das Stück verstehen, so muß man auf
Shakespeare zurückblicken, der die fürchterlichsten Tiefen
der menschlichen Natur himmelklar entfaltete, worauf
15 denn in einer Reihe von Jahren nach und nach manches
kräftige Talent, bei ermangelnder Heiterkeit, immer mehr
inwärts arbeitete, Abstruses mit Abstrusem koppelte. Hie-
durch verführt begann das Publikum wilde Unzufrieden-
heit als würdigsten Gegenstand der Poesie höchlich zu
20 schätzen, und energischen Geistern ward unbedingte Suldi-
gung dargebracht, ohne zu überlegen, daß diese gerade
die fähigsten sind, alle Kunst zu zerstören.

Das neueste englische Publikum ist in Haß und Liebe
von den Dichtungen des Lord Byron durchdrungen, und
25 so kann denn auch ein Bertram Wurzel fassen, der
gleichfalls Menschenhaß und Rachegeist, Pflicht und
Schwachheit, Umsicht, Plan, Zufälligkeiten und Zerstö-
rung mit Furienbesen durch einander peitscht und eine,
genau befehen, emphatische Prose zur Würde eines tra-
30 gischen Gedichts erhebt.

Übertriebenheiten, der englischen Bühne unentbehrlich, rasen fieberhaft durch das ganze Stück. Die Heldin liegt jeden Augenblick auf dem Boden, das möchte denn in der Regel sein; daß aber die Zustände so toll werden, den ruhigen, verständigen, frommen Prior, den Chorführer, in Ohnmacht zu werfen, scheint doch ein wenig gar zu stark, und doch gehört alles in den rauschenden Waldstrom des Stücks, welches durch die großen Naturgaben des Schauspielers Kean und durch die hoffnungsvolle Anmut einer Miß Sommerville verstärkt den Zuschauer unwiderstehlich fortreißen mußte.

Eine deutsche Übersetzung ist nicht unmöglich, aber schwer, der abstruse Latonismus der Sprache ist bei uns noch nicht einheimisch, man müßte einen Stil schaffen, dem man erlaubte, sich vieles zu erlauben. Hierbei ein Versuch, zu dem sich der Leser aber erst heranbilden mußte.

[Zweiter Akt. Dritte Szene]

Wall-Terrasse des Schlosses, dessen einen Teil man sieht, das übrige durch uralte hohe Bäume versteckt. Imogine allein, sie schaut eine Zeitlang nach dem Monde, alsdann kommt sie langsam hervor.

Imogine.

Mein eigenst liebes Licht!

Berehrt von jedem sanften tiefen Geiste,

So recht geliebt von Liebenden. Wie hold

Und selig selbst erfreust du dich am Einfluß

Auf Ebb' und Flut der tiefbewegten Seele.

Licht gönnst du dem Entzücken, der Verzweiflung

Und spiegelst von der Hoffnung Rosenwange,

Von bleichen Kummerzügen gleich zurück.

Bertram (kommt langsam aus dem Grunde, Arme gefaltet, Augen zur Erde gerichtet. Sie erkennt ihn nicht).

Imogine. Ein solch Gebild stürmt oft in meine Träume.

So finster wild, so ernst gefaßt und stolz!

Regt sich es jetzt im Wachen auf mich zu?

Bertram (tritt ganz hervor auf die Bühne und steht, ohne sie anzusehen).

Imogine. Ich ließ dich rufen, Fremdling, denn das Volk,

Das wilde draußen, hezt nur deine Wunde.

Du bist verwundet — scheiterte dein Gold,
Dein weltlich Wohl an unseres Felsens Noheit:

Das kann ich heilen — gleich mein Schatzbewahrer —

5 Bertram. Umsonst auf mich häufte der Welten Reichthum.

Imogine. So lese ich deinen Verlust — dein Herz versank

In schwarzen Wassers Unbarmherzigkeit.

Ein teurerer Freund, ein Bruder, seelgeliebter

Versank. Das jammert mich, mehr kann ich nicht —

10 Gold kann ich geben, kann nicht Tröstung geben,

Ich selbst bin trostlos! —

Doch wär' mein Atem regelhaft zu sammeln,

Zu solchem Trauerdienst wär' ich geschickt:

Denn Kummer ließ mir keinen andern Klang.

15 Bertram (auf sein Herz schlagend). Kein Tau erquickte den ver-
sengten Boden.

Imogine. Fremd ist dein Bildnis, deine Worte fremder.

Mir wird es ängstlich, dieses Redewechseln.

Sag' dein Geschlecht und Heimat!

Bertram. Und was häl' es!

Glend ist heimatlos, der Name Heimat

20 Sagt Wohnung, Lieb', Verwandtschaft, treue Freunde,
Gesetz und Schutz; das bindet Mann an Mann.

Und nichts davon ist mein, bin ohne Heimat.

Und mein Geschlecht — des jüngsten Tags' Pojaune

Erweckt, versammelt eher die zerstreuten

25 Gebeine meiner Ahnen, als Trompetenschall

Zu edlen Waffenreihen, unbesleckten Schilden

Verlornen Enkel ruft.

Imogine. Sein Reden schreckt,

Das fürchterliche Gellen seiner Stimme!

Ein Geist vergangner Tage schrillt darein —

30 Hilft meine Güte, meine Träne nicht?

Fremdling, leb' wohl. Für dich im Glend betend

Reih' auch ein fremdes großes Glend an.

(Sie entfernt sich mit Entsetzen, er hält sie zurück.)

Bertram. Du sollst nicht gehen.

Imogine. Soll nicht? sprich, wer bist du?

Bertram. Und soll ich sprechen — Eine Stimme war's,
Die alle Welt vergessen durste, nur nicht du.

— — — — —

[Vierter Akt. Zweite Szene]

Bertram tritt ein.

Imogine. Verbrechen ist's in mir, auf dich zu schauen;
Doch was ich auch beginne, es ist Verbrechen —
Unseliger Gedanke schwankt zu deiner Rettung — 5
Flieh! meine Lippe warnt noch ohne Schuld.
O! wärst du nie gekommen, gleich geschieden!
Gott! — er bemerkt mich nicht!? bin ich ihm nichts?
Was bringst du so? welch schrecklich Unternehmen?
Ich weiß, du kommst zum Bösen; um den Inhalt 10
Frag' ich mein Herz umsonst.

Bertram. Vermut's und schone!

(Lange Pause, worin sie ihn aufmerksam ansieht.)

In meinem Antlitz wär's zu lesen.

Imogine. Darf nicht!

Da dunklen, böß gemischt, Gedankenschatten.

Doch was ich fürchtend unbestimmt vermute,

Vernichtet wär' ich, es zu sehen. 15

(Wendet sich ab. Pause.)

Bertram. Hörst du es nicht in meinem tiefen Schweigen?

Was keine Stimme nennt, das nennt sich selbst.

Imogine. Gehezt ist mein Gedanke. Fürchterlich

Ist ihm allein, daß er nicht denken darf.

Bertram (wirft seinen Dolch auf den Boden). Sprich du für mich! — 20

Die Kammer zeige, wo dein Gatte ruht!

Der Morgen sieht uns beide nicht lebendig.

Imogine (schreit auf und ringt mit ihm). O! Schrecken, Schreck-
nis! Auf — mich hindere nicht.

Das Schloß erreg' ich, Tote rege ich auf

Zu Rettung des Gemahls.

Bertram. So fahre hin! 25

Du rettetest ihn und dich zu neuem Elend.

Imogine (ihm zu Füßen fallend). Ich elend, elend Weib! Durch
wen? durch wen? —

Wurmgleich gekrümmt vor höhrender Behandlung.
 Erbarme dich! Mir lastet große Schuld.

Bertram (den Dolch vom Boden aufreißend). Mein Herz ist wie
 der Stahl in meiner Hand.

Imogine (immer knieend). Haft mich herabgestoßen aus dem Licht,
 5 Aus hoher Sphäre friedlich reinen Wandels,
 Wo ich einherging offen und beglückt;
 Nicht reiße mich zur letzten Finsternis.

Bertram (sie einen Augenblick mitleidig ansehend). Du schönste
 Blume! — Blume? Schön fürwahr! —
 Was warfst du quer dich meinem Schreckenspfad,
 10 Dich quetscht mein Tigerschritt in seiner Richtung,
 Er stutzt nicht, dich zu schonen.

Imogine. Doch! Du mußt!
 Ich bin im Jammer stark, dich schalt ich nie,
 Ich suche Recht durch Todeskampf und Tränen.
 Freundlicher Bertram! Mein geliebter Bertram,
 16 Einst warst du freundlich, einst — und noch geliebt
 Erbarme dich — Das konntest du nicht denken.

(Sie schaut auf, und als sie keine Theilnahme in seinem Gesicht erblickt,
 springt sie wild in die Höhe.)

Beim Himmel und Himmelsheer! er soll nicht sterben!
 Bertram. Bei Hölle und Höllenheer! er soll nicht leben!

Die Inschrift von Heilsberg

(1818)

Zu den geheiligten Plätzen, wo St. Bonifacius selbst
 20 oder seine Gehilfen zuerst das Evangelium den Thüringern
 angekündigt, rechnen wir billig einen wohlgelegenen Hügel
 zwischen Rudolstadt und Remda, woselbst nicht fern von
 einer Heilquelle ein Gotteshäuslein entstand, woran sich
 nach und nach das Dorf ansiedelte, Heilsberg benamft,
 25 anzudeuten, wie mancher auf dieser Höhe sein Heil ge-
 sucht und gefunden.

Die erste Kapelle ward nach und nach zur größeren Kirche; denn selbst die uralte Tafel, von der wir sprechen, zeugt von früherem Wohlstand und späterer Abänderung des Gebäudes. In einem Pfeiler der äußeren Mauer fand sich ein großer Sandstein eingefügt, bezeichnet mit wunderbaren Quadratbuchstaben. 5

Mehrere Jahrhunderte mochte man die Inschrift staunend betrachten, bis Schilter dieselbe durch einen Kupferstich in dem Thesaurus antiquitatum, T. II., zuerst bekannt machte, ohne jedoch eine Deutung zu wagen. Nur die Worte Lodovic und Doring glaubte er zu sehen und vermutete, es sei der Teilungsstraktat, welchen König Ludwig der Erste im Jahr 817 unter seinen Söhnen gestiftet. Dabei blieb es: andere Gelehrte gedachten der Inschrift, ohne dieselbe zu entziffern. In dessen drohte die Zeit eine gänzliche Vernichtung des Denkmals. 10 15

Dieses ward aber durch Vorsorge Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar mit so manchen anderen Altertümern gerettet und im Frühjahr 1816 nach der Stadt geschafft, in dem Vorhause der Bibliothek aufgestellt und sogleich in der Zeitschrift Kuriositäten im 5ten Bande S. 507 aufs neue bekannt gemacht, auch die Inschrift auf einer Kupfertafel mitgeteilt, daneben die Forscher des deutschen Sprachgebietes aufgerufen, Meinung und Gutachten über diese rätselhafte Schrift zu eröffnen. Niemand aber fand sich, der eine Erklärung derselben gewagt hätte. 20 25

Endlich gelangte durch höchste Vermittelung die Abbildung des Denkmals an Herrn v. Hammer, welcher den durchdringenden Blick zur Erforschung älterer und neuerer Schrift- und Sprachgeheimnisse auch hier betätigte und eine Auflösung bewirkte, die wir den Freunden geschichtlichen Altertums, in Hoffnung dankbarer Anerkennung, hierdurch überliefern. 30 35



Lob- und Spottgedicht auf König Rudolf

(1820)

In der Wiedeburgischen Schrift „Ausführliche Nachricht von einigen alten deutschen poetischen Manuscripten aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, welche in der jenaischen Bibliothek aufbehalten werden“, Jena 1754, wird Seite 8 der Wahrheit gemäß
 5 berichtet, daß in dem großen Bande mannigfaltigster Lieder mehrere Lobgedichte vorkommen, wodurch die Namen von Helden und Gönnern verewigt werden. Darunter ist aber das Lied auf König Rudolf eine sehr
 10 merkwürdige Erscheinung. Es tritt auf als Lob- und Spottgedicht, welches wohl kaum seinesgleichen haben möchte. Im Orient kommt der Fall öfter vor, daß Dichter sich mit ihren Gönnern, weil sie es an verdienter Belohnung fehlen lassen, feindselig überwerfen und statt
 15 bisheriger Loblieder Schimpf- und Spottgedichte verbreiten.

In unserm Falle ist merkwürdig, daß mannigfaltiges Lob durch einfachen Tadel refrainweise unterbrochen wird; jenes zählt die guten Eigenschaften des Fürsten auf, der
 20 Spott ist bloß auf seinen Geiz gerichtet, der, wenn Rudolf von Habsburg gemeint ist, wohl zu verzeihen sein möchte, da er wie Vespasian ein Reich wieder herzustellen hatte. Große mächtige Feinde mußte er sich gewinnen, eine vielverzweigte Familie ausstatten und was nicht
 25 sonst; wobei freilich Sänger und Fiedler zu kurz kommen mochten.

Chronik des Otto von Frensing

(1820)

Ein früherer Besitzer nennt sich auf der ersten Seite Wendelinus Sprengerus; später kam es an den jenaischen Professor Johann Andreas Bose, welcher 1674

starb und dessen Bibliothek, so auch dies Manuskript, zur akademischen Bibliothek angekauft wurde. Kurze Nachricht davon gibt Meusel, Bibliotheca historica, pag. 76, und empfiehlt es zu einer neuen Ausgabe wegen abweichender Lesarten. Das Format ist groß Quart, 5 eher klein Folio zu nennen. Die Größe der Blätter ist: hoch $9\frac{1}{2}$ Zoll rheinisch, breit $6\frac{7}{12}$ Zoll rheinisch. Die Zahl 120. Die Materie gutes Pergament, dessen Stärke dem Format wohl angemessen. Der Band von dem letzten Besitzer, also ohngefähr in der Mitte des 10 17ten Jahrhunderts besorgt. Grüne Pappe, schweinslederner Rücken und Ecken. Seit der Zeit nicht gebraucht, deshalb ganz rein. Früher war das Manuskript ungebunden, wenigstens lange Zeit. Daher beschädigt auf mancherlei Weise; die erste Seite, auf der es mag gelegen haben, durch Hin- und Herschieben beschmutzt und abgerieben. Indessen daß ein angebundenes Manuskript, oben liegend, der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen. Die Ecken, von denen sie eindrang, sind stark gebräunt und gerunzelt, und selbst die mehr geschonte Mitte 20 des Blattes wellenförmig; vielleicht nur wenige Stellen unleserlich. Von der Mitte des Bandes an vorwärts ist das Hauptmanuskript besser erhalten. Die Schrift geht über die ganze Seite quer durch, ist nicht in Kolonnen geschrieben. Der weiß gelassene Rand ist oben fast Null. 25 Nach innen einen schmalen Finger breit, nach außen zwei schmale Finger, unten drei breit. Die Nadelstiche, wonach die Linien gezogen sind, durchaus sichtbar. Die Linien kaum zu bemerken, nur gezogen, um die Schrift zu regeln, nicht als Einfassung. Die Initialbuchstaben 30 sind einfach rot (kein Blau im ganzen Bande), im Anfange innerhalb des Schriftraumes begriffen, zwei Zeilen überragend; nachher heraus auf den Rand gerückt sich verlängern und ausweiternd. Der Text vorne herein von wohlgebildeter Schrift, der Quadratschrift sich nähernd, 35 die Verlängerung einiger Buchstaben nach oben und unten sehr mäßig, über dem i kein Punkt. Über dem Doppel-ii am Ende zwei Strichelchen, um es vom u zu unter-

scheiden. Hierüber jedoch sowie über die Hand im allgemeinen zu sprechen, findet Schwierigkeit, indem die Hände durch den ganzen Codex sich verändern oder abwechseln. Compter hat deren dreißig gezählt und eben
5 so viel Zeichen eingelegt. Von den ersten Seiten liegen Facsimiles bei. (Beilage Nr. 1.) Übrigens bleiben sich die Hauptzüge treu, die Schrift wird nirgends nachlässig, doch bald größer, bald kleiner, mit schwärzerer oder blässerer Tinte geschrieben. Manchmal scheint es,
10 als wenn sich die Schreibenden in Bogen oder Lagen geteilt hätten, dann aber wechselt die Hand auf einem Blatt, ja in einer Periode. Man möchte sich das Original und die begonnene Kopie in einer Klosterbibliothek liegend denken, wo ein jeder Mönch, wie er Zeit gehabt
15 oder von sonstigen Pflichten entbunden worden, weiter geschrieben. Gleiche Verschiedenheit gilt von den Abbreviaturen: sie sind häufig, und doch läßt sich stellenweis das Manuskript noch recht gut lesen, wo nur einzelne Silben, theils Partikeln, theils dem Worte angehängt,
20 verkürzt stehen. Sie sind nicht alle genau bestimmt; denn es läßt sich zum Beispiel bemerken, daß das ∞ zwar gewöhnlich m bedeutet, aber auch öfters nur anzeigt, daß hier einige Buchstaben fehlen. Zur näheren Ansicht liegen einige Proben aus den vorderen Blättern und
25 dem Anfang der Dedikation an den Kaiser Friedrich bei. (Beilage Nr. 2.) Die Interpunktion ist so gut wie Null; es kommen nur Punkte vor, und ohne eigentliche entschiedene grammatische Bedeutung. Eben so ist es auch mit den größeren Buchstaben im
30 Texte, die mit einem schwachen roten Strichelchen und nicht einmal durchaus hervorgehoben werden. Manche Handschrift und Bezeichnung findet sich. Ob Zahl und Inhalt der Kapitel so wie die zu gleichem Zwecke beigeschriebenen Marginalien, beide von roter Farbe,
35 mit dem Ursprunge gleichzeitig seien, wage nicht zu entscheiden. Unter dem Texte stehen selten Noten mit kleinerer, doch nicht viel neuerer Hand, so auch an der Seite, unleserlich und neuer. Eine bedeutende Stelle zu

notieren, bediente man sich früher und später eines gewissen Zeichens (des monogrammatischen), wovon die ältesten rot und sorgfältig, die neueren schwarz und flüchtig gezogen sind. Zu glauben, daß der Kodex nicht in einer allzulangen Reihe von Jahren, vielmehr innerhalb eines Mannesalters geschrieben sei, dazu könnten uns die Bilder veranlassen, welche sämtlich von einer Hand scheinen. Von ihrem Kunstverdienst darf man wohl folgendes behaupten. Obgleich die Perspektive und die daraus entspringenden Verhältnisse und Proportionen völlig vernachlässigt sind, so wird man dagegen bemerken, daß der Künstler nicht ohne Kenntniß des menschlichen Körpers gewesen; ferner daß er mit einer sichern und saubern Hand seinen Figuren und ihren Handlungen genugsame Bedeutung und Bewegung zu geben gewußt; ein gewisser naiver Ausdruck gelingt ihm vollkommen, wie beikommende Durchzeichnung (Beilage Nr. 3a) der Geburt Christi eine Probe gibt. Für das höhere Alter dieser Darstellung streitet auch der Umstand, daß Maria liegend als Wöchnerin vorgestellt ist. Diese Vorstellung wurde späterhin als respektswidrig angesehen, da sogar in solchem menschlichen Falle der göttlichen Natur der Maria nicht Abbruch geschehen sollte. Zu Anfang des Werkes findet man drei vollgezeichnete Blätter vom Paradiese an bis zu Sardanapal. Späterhin füllen die Bilder nur das Ende und den Anfang zwischen zwei Büchern. Die Jahrzahl ist nicht angegeben. Wo sonstige Manuskripte vorhanden sind, werden Kenner dieses Fachs ausmitteln. Von Druckausgaben besitzen wir die Straßburger, deren Privilegium 1517 von Maximilian unterzeichnet ist, wobei wir nur bemerken, daß die Dedikation an Kaiser Friedrich und das Dankschreiben an den Kanzler gleich im Anfange unsers Kodex steht, da sie in der Straßburger Ausgabe hinten angefügt sind. Angebunden ist ein anderes Werk, jedoch mit dem Hauptwerk durch eine Note verbunden. (Beilage Nr. 3b.) Vorgeheftet mag auch ein fremdartiges Werk gewesen sein; denn auf der ersten, sehr abge-

scheuerten Seite steht der Index einer Schrift, die von Meteoron muß gehandelt haben, wie denn auf dem Rücken dieser Seite unmittelbar die Zueignung an den Kaiser anfängt.

Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum

(1820)

- 6 Nähere Nachricht vom Verfasser: s. Nachträge.
Besitzer: das Großherzogl. Weimar. Archiv. Bekannt
und zitiert: s. Nachträge. Format: Quart. Größe:
8 rheinische Zoll hoch, 6 rheinische Zoll 2 Linien breit.
Blätterzahl: 271. Materie: Papier. Wasserzeichen:
10 kann für eine Krone gelten. Band: neu, Pergament,
wohl erhalten. Erhaltung: vollkommen. Defekte: als
solche können die weißen Blätter und Seiten nicht gelten,
die hie und da sich finden und deren einige ausgeschnitten,
die andern aber in der Reihe foliiert sind. Auf solche
15 leere Blätter, 73 und 74, ist von späterer Hand die Ge-
schichte des Grafen Gleichen in lateinischer Sprache ein-
geschrieben mit zwei lateinischen Notizen von noch späteren
Händen. Durchgeschrieben: ist es. Rand: innerer
7 Linien, äußerer 1 Zoll, oberer 1½ Zoll, unterer
20 2 Zoll. Linien: höchst zart, vertikal zu beiden Seiten
den Rand bezeichnend, horizontal nur zwei auf einer
pagina, um die Schrift im allgemeinen zu regeln. Nadel-
stiche: zu sehen, aber ganz leise. Einfassung: keine.
Buchstaben: Initiale ausgezeichnet wie die sämtlichen
25 Namen, doch mit einer gewissen fließenden Leichtigkeit.
Schrift: sehr klein und unleserlich, obgleich vom Anfang
bis zu Ende sehr egal, in sich als Quadrat zusammen-
gefaßt, aber doch mit Spießen ins Kurrent übergehend.
Hand: durchgehend, auf eine bewundernswürdige Weise
30 gleich; der Tintenwechsel kaum zu bemerken. Abbre-
viaturen: wenig, mitunter eigene. Interpunktion:

fast keinen Punkt, nur häufige Kolons. Handschrift: vielfach; ältere, neuere, mit rot- und schwarzer Tinte geschrieben. Auch protestantische darunter, im Gegensatz katholischer Überzeugungen: „Fabulae monachales! Nugae!“
 Inhalt: nicht abgeteilt, aber durch Zirkel werden bedeutendere Epochen und überall die Namen entschieden ausgezeichnet. Dagegen weder Buch noch Kapitel, noch irgend sonst eine Unterabteilung. Bezeichnung merkwürdiger Stellen: auf mancherlei Weise. Bilder: fehlen ganz. Fahrzahl: die Chronik fängt an 480, 10
 endigt 1494, welches man als Datum des Abschlusses um desto sicherer erkennen kann, weil von fremder Hand 1521 wenigstens nachgebracht ist. Musikalische Noten: keine. Sonstige Manuskripte: in Erfurt befindet sich 15
 eins; es wird gestritten, welches von beiden Original oder Kopie sei. Mehrere Werke in einem Bande: dieses macht den Band allein für sich.

Erster Nachtrag.

Aus Zedlers Lexikon.

Syghen (Nikolaus von) war ein Mönch im 15. Jahrhundert, welcher um das Jahr 1490 in dem Benediktinerkloster auf dem Petersberge zu Erfurt lebte. Seine 20
 Schriften, welche er verfertiget, sind folgende:

1. Das Chronicon Petronse, wie es insgemein genennet wird, welches einen starken Folianten ausmacht, auch von demjenigen, was sich in Erfurt zugetragen, Nachricht erteilet und in vorgedachtem Benediktinerkloster 25
 im Manuscripto noch aufbehalten wird. Es ist ebendasselbige, dessen sich der Herr Regierungsrat Johann Moritz von Guden in Erfurt bei Verfertigung seiner Erfurtischen Historie bedienet.

2. Wird ihm auch die Continuation des Chronici 30
 Schaffnaburgensis zugeschrieben, wie solches nur erwähnter Herr Regierungsrat von Guden in einem Programma, welches er als Rektor Magnificus bei dem Tode des Prälaten Adami im Jahr 1681 anshlagen lassen, zu erwelken gesucht.

Falkensteins Thüringische Chronik 1, p. 11 und 81 (woraus Obiges wörtlich ausgezogen ist).*)

Zweiter Nachtrag.

Da aber in der Vorrede zu Gudenus, *Historia Erfurdensis*, eine just hierher bezügliche Stelle folgendermaßen lautet: „Secutus ego potissimum duo: Petrense alterum circa annum Christ. MCCCCXC a Nicolao de Sighen, istius coenobii Monacho, prudenter conscriptum, id quod Reverendissimi Abbatis Adami Gratia obtinui“, so erhellt noch nicht, daß der Erfurter Codex in Folio 10 gewesen, wie denn auch schon früher behauptet worden, der weimarische sei das Original, der Erfurter die Kopie.

Lied der Liebe,

das älteste und schönste aus dem Morgenlande.

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

(1820)

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint, aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist 15 diesmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: Nur Wärme und Entzücken im vollen Genuße der sinnlichen Gegenwart (S. 33).

20 Der besondere Inhalt ist: Ein junges, schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomons Frauen-

*) Man vergleiche damit Fabricii Bibliotheca mediae et infimae latinitatis, Tom. VI, cur. Christ. Schoetgenii, p. 605 seq.

gemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimat gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königin einweihet, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgibt. Sie bleibt kalt, und der König muß sie in ihre Täler wieder ziehen lassen. Die sich wiederfindenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch; alle Beteiligten äußern sich unmittelbar, jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so löst sich der epische Anzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

Klassiker und Romantiker in Italien

sich heftig bekämpfend.

(1820)

Romantico! den Italienern ein seltsames Wort, in Neapel und dem Glücklichen Kampanien noch unbekannt, in Rom unter deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, besonders in Mailand, seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publikum teilt sich in zwei Parteien: sie stehen schlagfertig gegen einander, und wenn wir Deutschen uns ganz geruhig des Adjektivum romantisch bei Gelegenheit bedienen, so werden dort durch die Ausdrücke Romantizismus und Kritizismus zwei unversöhnliche Sekten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich haben

und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind und beide Teile sich schon zu verständigen anfangen, so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn
 5 das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand ist aber vorzüglich geeignet, ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beisammen
 10 finden, die, bei ermangelnden politischen Händeln, nunmehr literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Bewegung entstehen, da man sich daselbst von deutscher Sprache und Bildung, bei so naher Nachbarschaft und mannigfaltigen Handelsverhältnissen, einen Be-
 15 griff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Kultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl
 20 denken; ja daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiener in ihrer eignen
 25 Sprache einen solchen Widerstreit, wo eine Partei an Dante und den früheren, von der Crusca zitierten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen aber, wie sie Leben und Weltbewegung jüngern Geistern ausdringt,
 30 keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Überzeugung ihr Grund und Wert nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt
 35 zuletzt in Gefahr, das Entschlafene, für uns mumienhaft vertrocknete an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Übergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen

ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vorteile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt, das Altertum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht, der sich umtut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wornach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrtum ihnen am Herzen liegt. Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen; seine Überzeugung schließt sich an die Überzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Teil des Publikums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Wendung ins Romantische aus einer erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung durch christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe nordische Heldenjagen begünstigt und bestärkt; worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi; ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, der Carmagnol, hat sich durch Heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Stil geschrieben hat, die noch nicht im Publikum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne

einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten so wie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, Deutsch deshalb gelernt und sich den
 5 Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Philosophen studiert, so wie unsere vorzüglichsten Dichter. Von diesem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse aufklären werde, die sich täglich mehr ver-
 10 wirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem und Cajus Gracchus, Übersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klassischen Seite. Seine Freunde
 15 und Verehrer stehen dagegen für die romantische Partei und versichern, seine eignen besten Werke seien romantisch, und bezeichnen solche namentlich, worüber der kostbare Mann, höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr
 20 jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Eben so wenig können wir die Bildung verleugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Dokumente, welche bis auf die letzten
 30 Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist als irgend ein anderes Altertum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere
 35 Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

Inwiefern nun die italienischen Theoretiker sich in

Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu: denn weil, wie nicht zu leugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht verteidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles, was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; hat man ja auch in Deutschland den edlesten Titel eines Naturphilosophen, frecher Weise, zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir tun deshalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unseres eigenen Zirkels beurteilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete, lebenswürdige Geister noch unternehmen, die mit gesitteten und schicklichen Manieren die verschiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen sollte, dessen Programm aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indessen das Publikum, nach seiner löblichen Art, über beide Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Anteil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müssen die Romantiker auch dort in kurzem die meisten Stimmen für sich haben, da sie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverständnis zu gute kommt, daß man nämlich alles, was vaterländisch und einheimisch ist, auch zum Romantischen rechnet, und zwar deshalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgefinnung als höchst lebendig und religiös erscheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inschriften, statt wie bisher in lateinischer Sprache, nunmehr in italienischer zu verfassen, allgemeiner Verständlichkeit willen, so glaubt man

dieses auch dem Romantischen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter diesem Namen alles begriffen sei, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich ist uns ein Beispiel gegeben,
 5 daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches.

Der soeben mitgeteilte Aufsatz war schon vor mehreren
 10 Monaten aus Privatnachrichten entwickelt und hätte dem vorigen Feste als Menigheit hinzugefügt werden sollen. Nun sind aber zeither, außer dem angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns
 15 zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung, unsern Lesern Nützlich und Erfreulich vorlegen zu können, trenlich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von andern etwas hierüber ins Publikum gebracht worden, ist uns unbekannt geblieben; wir jedoch glauben unsere Pflicht deshalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.
 20

Eine jede Theorie, sie sei von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man
 25 erst wissen, was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neueren mailändischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so
 30 können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind, was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse gibt und ihn lebendig erhält. Wenigstens wüßten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im vorstehenden schon geäußert worden, und man müßte
 35 eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große herrliche Stadt, die sich vor kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannigfaltig lebendige Kunstzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch liberaler, ihre Darstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballett, ja Dekoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich in einander greifende Kunstfächer, deren jedem das Publikum und, insofern er zum Worte kommt, der Theorist innerhalb gewisser Begrenzungen eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten, was dort erlaubt, hier bedingt, was dort freigegeben ist. Aber alle diese Meinungen und Urtheile sind auf unmittelbare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und so sprechen Ältere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder besangen, leidenschaftlich hin und wider über allgemein bekannte Mannigfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mitzurtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zustandes hineinspringt und seine Ansichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl schwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den Heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas anderer Fall. Wenn sich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernstesten tiefsten Grunde die sämtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu; Stoff und Bezüge sind uns bekannt, aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebnis der christlichen Religion, das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Überlieferung und Lehre höchst anmutig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröte aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsternis aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich, einen Augenblick, zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Übergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmeret, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber auf eine anmutige Weise gegen die Kinder Israhel, denen er freundlich vorwirft: Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugnis, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.



Der Pfingstmontag

Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und
Versen. Straßburg 1816.

(1820/21)

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werte allgemein beachtet werden kann: denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen, dessen Vorzüge unsern sämtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart“, sagt der Verfasser, „spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in seinen Abstufungen, eine besondere Nationalcharakteristik darbietet.“ Dabei drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß jene soeben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient, und bei welcher Gelegenheit. Deswegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden, daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinstem Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenig seinesgleichen finden dürfte.

Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise kontrastieren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung ins Epische, und damit uns ja die sämtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmutigsten lyrischen Abschluß herbeizuleiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, außs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dort he, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirtschaftlerin; gar vielem, was sie mißbilligt, mit Hestigkeit begegnend und widerstrebend. Bissel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorsam, teilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlsbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend und als Mechanikus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vorteilhafte, wo möglich reiche Heirat wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielin-

nen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirat strebend. Lizentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Karikatur eines alten, halbfranzösierten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediziner Doktorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Kultur und Sprache, 5 einigermassen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel' ergeben. Klein und schön wie Bissel, 10 an auffallend-würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Kolmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, 15 Nachbarin; rohste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Bryd, Magd bei Starthans; neunzehnjährig, reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Orten- 20 auischen, Klaus, Bauer aus dem Roehersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen 25 zu lassen. Hierbei ist unsere Hauptabsicht, denen, die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Szene über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinaus-
zuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starthans' Wohnung.) 30
Frau Dorthé schilt ihre Tochter Bissel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Tränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht 35 mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Bissel von ihnen befreit, so erklärt sich, daß sie einen Liebhaber in

allen Ehren erwarte, von dessen holder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland
5 erzogen zu sein, und nicht in einer unglücklichen Pension an der Rhothringer Grenze, wo sie weder Deutsch noch Französisch gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Bissel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt, ist sie voll stiller Freude.
10 Seine gesuchte schwülstige Rede bleibt den guten Mädchen unverständlich, sie legen sich's gar wunderbar aus. Eben so versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Bissel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder
15 Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Lizentiat tritt auf; er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben, und droht, sie über-
20 allhin zu verfolgen. Durch ein Märchen von einer Offiziersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf; sie quälen Bisseln mit einer nahen Heirat, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Bissel, die mit großen Freuden für bekannt an-
25 nimmt, daß sie mit Reinhold werde verheiratet werden. Die Freundin aber behauptet, es sei der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein, und es ergibt sich, daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf; die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List, erst von Wolfgang ein Bekenntnis heraus-
30 zulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich bestreudet, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht, der Gegenstand sei Bissel. Reinhold, über den Verrat seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach; Christinel überlegt,

was weiter zu tun. Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sei, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Vissel zu verheiraten wünschten, erst durch Vorschrahe bedeutender Gönner müßte zu erlangen bemüht sein. 5

Zweiter Aufzug.

(Starthans' Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge Haushälterische Knaußerei zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Vizentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu scharmieren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus; er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfsputz. Bryd schickt sich an, ihn wieder herzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Vissel den Reinhold heiraten werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthen hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. 10 15 20

(Anderer bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klär. Prechtere kündigt sich an als liebend und leidend. Wie ist eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge, ihn zu verlieren, nie rührender. Die Mutter tröstet sie im allgemeinen und rät ihr, die Liebe Gläflers aus Kolmar nicht ganz abzuweisen. Der Vizentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfsweh entschuldigt, ist er mit Rezepten freigebig; noch freigebiger mit Aezengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgibt, es sei der Tochter eine geliebte Aaze gestorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Vissels Heirat kommt zur Sprache. Gläfler und Christinel treten auf; jener ist herzlich und heftig verliebt in Klär und erhebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Vizentiat behauptet, in Straßburg gäb' es dergleichen 25 30 35

viel; das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deshalb von Gläzlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, 5 doppelt aber, als Klärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt, wie ihn die Mädchen mystifiziert. Gläzlers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch-unschätzbar hervor. Der Vizentiat tadelt ihn deshalb nicht, weil in Kolmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegen- 10 heit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden, auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sei. Gläzlers kolmarischer Patriotismus äußert sich eben so derb und tüchtig wie seine Liebe; er fragt, ob sie in Straßburg einen Pfeffer hätten, und wird im Hin- und Widerreden heftig, grob und drohend. Frau Brechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Vizentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anscheinenden Weise, erkundigt sich bei Gläzlern nach Kolmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen 20 Berge, Schlösser, Hügel, Täler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herumzukunftschieren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klärl nur lakonisch und begibt sich, ein Übelsein vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Brechtere gesteht Gläzlern, daß ihre Tochter sich um Wolfgang gräme. Gläzler antwortet, es sei ihm ganz recht; denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläzler, allein, 30 drückt seine Liebesqual gar wunderbar aus. Reinhold tritt hinzu, und da er hört, Klärl sei krank, fragt er leidenschaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabei ergibt sich, daß dieser nicht untreu sei und daß Gläzler wohl auf Klärl Verzicht tun müsse. Der Gute von 35 Kolmar, in Verzweiflung, geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthé findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosinen, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig er- 5
geben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Übels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den 10
schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wut sich schreibe. Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die roten Puder braucht? d. h. die rote Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten 15
umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserei hat keine Grenzen, sie droht, ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und 20
abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Bissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthé es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen, eilen sie zu sehen, ob der Abend- 25
tisch gut gedeckt und bestellt sei. Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie geraten sie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und exträumter Wunder- 30
kräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück, hier zu heiraten, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt, Reinhold berichtet, wie er 35
die entschiedene Leidenschaft Klärchens zu seinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber schildern und loben ihre

Mädchen wechselseitig und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein
 5 und entdeckt ihren Vorsatz, Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Vizentiat tritt auf, und da er seine Absichten auf Bissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet und werde deshalb
 10 mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrühs Haus bleibt.) Frau Dorthé und Mehlbrüh treten auf; sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sei, und beschließen, daß beide Familien sich
 15 vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist.

(Starkhans' Wohnung.) Er und Bissel kommen. Der Vater gibt ihr scherzhaft zu raten auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme. Nachdem er sie lange hingehalten,
 20 löst er endlich das Rätsel und sagt, es sei ein Mann! Bissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiteres gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmutig aus. Die Mutter kommt; auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang
 25 gemeint sei. Von diesem will Bissel ein für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzünnen sich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er etwas zu tief ins Glas geguckt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter
 30 machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Vizentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Bryd. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände geraten, doch, da sie ihn bald als den
 35 Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn

weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären, daß Wolfgang in eine Heirat mit Bissel nicht einstimme, und da im Verlauf des Gesprächs das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien sich die Väter aufs heftigste; so-
dann machen es die beiden Mütter nicht besser, und Frau Rosine zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirat zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen. Öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden, wird klar.

(Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgang's Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden, in die Verbindung mit Märchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistratsperson ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten durch Lob und Theilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze, aber höchst liebliche Szene.

(Starkhans' Garten.) Vizeintat erklärt, monologierend, daß er die Heirat Gläplers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläpler und dessen Geliebte haben sich um ihn bei dem Unfall von gestern Abend sehr verdient gemacht; er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heiraten abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthie treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld enthunden; der Steckbrief galt einem Bandläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser, Senator von Bremen und Doktor Juris, hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduierten, tituliert ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Bissel nicht mehr

widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich; manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die
 5 beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meister-
 sängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 ge-
 sungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf,
 da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebens-
 würdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten
 10 Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehn-
 süchtiges Lied in hochdeutscher Sprache, Wolfgang preist
 gleichermaßen eine glückliche Liebe, Reinhold die gegen-
 wärtige festliche Geselligkeit, Starkhaus feiert im El-
 sasser Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit
 15 es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Lizentiat ein
 Gedicht vor mit falsch accentuierten Endreimen, wie es
 wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die, in un-
 geschicktem Buchstabieren sich verwirrend, Quantität und
 Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker,
 20 besingt Klaus das Lob seiner Annamey. Heiter aufgereggt
 durch so viel Anmutiges, gibt Mehlbrüh endlich seine
 Einwilligung in die Heirat Gläzlers und Christinels;
 zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen,
 fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Braut-
 25 führer, an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen
 mit Blumensträußen entgegen, und so ist Pfingstmontag,
 der Starkhaus'schen Eheleute silberne Hochzeit und so
 manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragendem Plan und dessen Ausführung
 30 von Szene zu Szene kann wohl verlangt werden, daß
 wir noch einiges über Technik und Behandlung der vor-
 züglichsten Motive sprechen; und da dürfen wir unter-
 richteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem
 Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe.
 35 Er überschreibt sein Stück Der Pfingstmontag und
 beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf
 vierundzwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag

nach Tische, die vier ersten Akte dauern bis tief in die Nacht. Erst als Entwicklung und Schluß tritt, mit dem Morgen, Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte und, vom fünften Auftritt des letzten Aufzugs an, in Starkhans' Garten nahe vor dem Tore. Der Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Szenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Lokalitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht, in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Silbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sei. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren, die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klügglich gebrauchte Mittel, durch liebevolle Scheltworte, die in jenem Dialektkreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, so wie direktes redliches Lob, direkte gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum

andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirts- und Lusthäuser, innen und außen, Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurteil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt
 5 ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das grenzenlose Spaziergehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Teilnahme in Freud' und Leid hat der Verfasser
 10 verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Szenen vor unserm Gefühl zu motivieren.

Die hochdeutsche Büchersprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß
 15 Wolfgang eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugeteilt ist, Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Vissel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in
 20 einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebeschmerz erhöht und beim Ausdrud der edelsten Gefühle den Elssasser Dialekt nicht verleugnend, begünstigt einigermaßen den Übergang zu der
 25 reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der große und kleine Ratsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus: jener, tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit seiner Sprache
 30 überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt, die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Vizentiat Mehlsbrüh, beschränkt und affektiert, gibt
 35 die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwittererschaft aufs deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Fein-

heiten alle zu unterscheiden, zu beurteilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache verteilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deswegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntnis des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche dartut; er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Vissels Äußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärks Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes. Die Einführung Klärks in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Vissels, Seite 132: *Diß macht merr nix, do geh i mit!* stehen als erhabener Latonismus dem oft gerühmten *Qu'il mourât!* des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurteil und unsere, vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genötigt, daß Gefinnung und Redeweise sich in Straßburg dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freie, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten

Doktoren, lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgemugelt, seine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkrümmert. Und so wär' es denn, nach wie vor, das alte Narren-Schiff, die Narren-Diligence, die ewig hin und wider fährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Gestellten, ohne besser oder anders zu sein, sich nur mehr zusammennehmen, nicht grenzenlos ihre Eigenheiten ausschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vorteil so gut als möglich besorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeisichen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen *Steckenpferd*, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieses Stück zu empfehlen, man betrachte nun, was es bringt oder was es aufregt. Deswegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen Verbreitung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem, was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Einbrücke, Jugendfreuden und -leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Überschaun eines Zustandes, den wir lieben, indem und weil er uns beengt — dies alles war nötig, um eine solche Arbeit hervorzu- bringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Aus- führung und Vollendung sei, davon kann der wohl das beste Zeugnis geben, der gleicher Art und Kunst sich beflissen; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück

kein leeres, zufälliges oder notdürftig eingeschaltetes Flied-
wort zu finden sei.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicherweise war es zu jener Zeit, seinen Hauptteilen nach, schon fertig, worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt, sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer so wie der Straßburger Armen-Arbeitschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitem Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer zweiten Ausgabe schreiten, so würde dabei folgendes zu beobachten rätlich sein. Ein Schema des ganzen Stückes, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Szenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite verteilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die paar Blätter auch wohl angewendet sein.

Durch alles das, was wir vorgetragen, glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheintal von Basel bis Mainz dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermutigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Niederdeutschland

hausenden Literaturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten; wenigstens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Nachtrag.

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, 5 Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Tätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermutung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam 10 durch einander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten größtenteils noch jetzt 15 lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigentums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Überhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigentümlicher Geist; die Vorteile der National- 20 einheit, in die man gehört, werden anerkannt, und niemand gelüftet nach der germanischen Zerstücklung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche 25 Kultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. 30 Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am besten verteidigen läßt. Unsere Entwicklung des Pfingstmontags ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet 35 worden.

Auch in Schwaben fand unser überrheinisches Lust- und Sittenspiel eine freundlichste Aufnahme; man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stammverwandtschaft; denn hier glaubte man das lebendigste Zeugnis zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rhein-⁵ ufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften.

In Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit einiger Mühe, das Geschäfst, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längst gern¹⁰ und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig-möglichen geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durch einander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei! zu Verderbnis des guten sondernden Geschmacks nicht allein, sondern auch zum²⁰ innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will?

Alle Sprachverschiedenheit ruht auf der Mannigfaltigkeit der Organe, und diese hängen wieder von mannigfaltiger Totalität menschlicher Organisation ab, die sich weder im Einzelnen noch im Ganzen verleugnen kann; sodann entscheiden Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwertzeuge. Lassen²⁵ wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden aus einander steht, ohne den Charakter des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe!³⁰



Die heiligen drei Könige

Manuskript, lateinisch, aus dem funfzehnten Jahrhundert.

(1820—22)

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Kapitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Reichname der drei Könige seien zwar
 5 nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein
 von ihrem Leben und Wandel im Orient sei noch manches
 dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was
 nun, durch Schauen, Hören und Überliefern, sich daselbst
 erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbe-
 10 wahrt. Dies alles nun sei zur Ehre Gottes und der
 heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und
 vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder
 Israel aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen
 15 setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier
 aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Baus
 Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger Einbruch
 geschähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme,
 ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen
 20 geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht, Balaam,
 keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie
 Hiob, habe geweissagt: Es wird ein Stern aufgehen aus
 Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen! Ein Held
 25 solle geboren werden, die ganze Welt zu überwinden und
 zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, da
 sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt.
 Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch
 und bedeutend; tüchtige Männer werden besoldet, die
 30 den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie
 einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete
 Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die
 beste Gelegenheit hatten, indem, bei der östlichen Lage,

der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten, unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten, und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohl angesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Überlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freiherrn und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenfloßen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Baus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit; unter andern eine goldne, mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß, wie er den drei Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vorteil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Baus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Taten und sonstigen Bezügen der heiligen drei Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten; in zwischen freilich die Astronomen des Berges Baus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarnt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint: ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich
 5 auf, zum anmutigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Baus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne,
 10 da= bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Arabien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben wer-
 15 den. Balthasar, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba, und wie seine Reiche sämtlich aufgezählt sind. Kaspar, König der dritten Indien, Herr von Tarsus und der großen Insel Egrysculla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich
 20 auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis' und Trank kommen sie
 25 und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthasar und auch endlich Kaspar gelangen, jeder von seiner Seite, an den Kalvarienberg; ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet, und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf: sie
 30 finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem, halten sie für rätlich, beim
 35 König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren sein. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd; die begegnenden Hirten

erteilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammen-
treffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten
sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke be-
deutet, durch die Könige die Erstlinge der Heiden, die
sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Armsten aus
der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zu-
sammen, und diese werden erst durch jene von dem wahren
Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs
prächtigste; der Stern geht voran und leitet sie durch
ganz Bethlehem, eine lange bazar-ähnliche Straße hin,
bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehn,
wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung be-
nutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt sich,
durchdringt mit herrlicher Phosphoreszenz alles Dunkele;
die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmutige Beschreibung des Kindes, der Mutter und
ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, über-
reichen ihre Geschenke, Melchior Gold, Balthasar Weih-
rauch, Kaspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen
beim Absteigen sogleich in die Hand fielen; denn auf
Kamelen und Dromedaren führen sie grenzenlose Schätze
mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz
Alexanders, den der Beherrscher des Morgenlandes ge-
häuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königin von
Saba im Tempel Salomonis niedergelegt und der Welt-
überwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen
Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel
von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch be-
sessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen
seiner Allherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem
Kinde, als ein würdiges Spielzeug; es aber bläst ihn an,
und er zerfliehet in die Luft.

Die Audienz ist geendigt, und die frommen, bisher
strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen
zum erstenmal. Sie werden im Traum von der Rück-
reise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern
Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur

dreizehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphania; auf der Rückreise brauchten sie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Baus, bauen auf demselben dem Christkind
 5 eine Kapelle, bestimmen dabei ihre Gräber und verteilen sich nach den drei Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste, begibt sich die heilige Familie in eine andre Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt, nach Aegypten zu
 10 fliehen. Hier kommen die in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen indischen Schätze wieder zur Sprache, werden aber durch eine kluge Wendung des Erzählers so ins enge gezogen, daß sie in dem Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und
 15 Bündel bei malerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten gibt Gelegenheit zu anmutigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt, umständlicher jedoch erzählt, wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den
 25 Götzendienst; die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert
 30 mit ihnen zum Berge Baus, an welchem her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein
 35 Presbyter, namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen. (Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom ge-

schickt.) Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Kaspar, und werden mit den höchsten Zeremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre, Ketzerien mischen sich ein, das Heidentum stellt sich her, die ehrwürdigsten Lokalitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst besleckt. Unter diesem Druck senkt der Orient, bis endlich Helena, Konstantins Mutter, den heilig-klassischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unverfehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Zeichen, bringt sie vom Berge Baus nach Konstantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahr 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach; denn selbst die ketzerischen Christen müssen Wert und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Kettern in den ehemaligen Reichen der drei Könige: als Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Jnder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Kophthen, Maroniten, Mandopolen, Arrianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historisch und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung, wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen, solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Gegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuskript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem klein Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form

des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniert; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen. Die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunktion. Die Kapitel fangen mit einem großen roten Buchstaben an, innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben zu einiger Unterscheidung, von oben herunter, rot durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuskript im ganzen wohl zu lesen sei; übrigenß gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte, hie und da, korrigiert, unleserliche Handschrift beigelegt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das funfzehnte Jahrhundert. Die Art, wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen historischen Vorfällen gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl 1380, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom geschickt haben, möchten, wenn Gegenwärtiges auch eine spätere Kopie sein sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sei.

Der Bischof, an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Bolkannen, Bischof der Münsterkirche. Ob dies nun den Dom von Köln bedeute, und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden, wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sei, ergibt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußruse: „O glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geschichte, Überlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er mußte sich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen altes Herkommens

treffen weder mit Montevilla noch mit den Actis Sanctorum zusammen; alles ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hinter einander weg; wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes echtes Gedicht der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt, sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich vorschreiten; bei einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt, gegebene lakonische Überlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Märchen ergötzen.

Übrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich so manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war, wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekante Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand oder die echten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermutet ein geistreicher Freund, der Berg Baus sollte der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint sein. Das Himalayagebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egryscula mußte, da der heilige Thomas darauf begraben sein soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Baus, wäre sodann die zweite Hälfte des ganzen Landesnamens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles) im Jahre 1268, wodurch die

kezerischen Nestorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kalifen, und wie die Nestorianer endlich den Priester Johann gegen die Tartaren anrufen, so wie manches andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevormorten, daß die Hirten noch im Dezember mit ihren Herden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Talweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeint sein mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürre Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Niegeln und Schließern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht; denn welchem Fürsten es gelingt, sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Chan, der deshalb unwiderstehlich ist, gelungen sein soll. Nicht unwert möchte es daher der Bemühung solcher Männer sein, die in der Übereinstimmung mehrerer Traditionen den Zusammenhang der Völker und Zeiten auffuchen und gegen einander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das, was hier von Kegern umständlich erzählt ist, mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

In's Deutsche übersetzt, schliesse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher: denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wezen, an allem erfreut, was der Einbildungskraft anmutig geboten wird. Und so sind die Einzelheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebste und mit heiterem Pinsel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemälde wie auf Dokumente beziehen. So sei z. B. der Stern nicht ein allseitig funkelnder wie die

gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sei, so fällt es in die Zeiten des Dombildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals, durch wörtliche und bildliche Darstellung, die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesen jedoch entsteht die Vorfrage, ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt oder gar gedruckt sei.

Nachtrag I.

Johannes, ein Karmelit, gebürtig von Köln, gelehrt, deshalb Gregor XI. empfohlen, durch dessen Gunst Bischof von Hildesheim, des Namens der Zweite. Kriegerische Nachbarn zu bekämpfen unlustig, erbat er sich ruhigeren Sitz, erhielt das Bistum Augsburg, sodann Worms, entsagte diesem zuletzt und starb 1373 zu Koblenz. Verfasser mehrerer Schriften, auch der *Historia trium regum*, die er an Florenz von Wevelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem bischöflichen Stuhl zu Münster saß, widmend richtete. Er schrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Mainz gedruckt.

Indessen hat sich auch eine alte deutsche Übersetzung gefunden, welche nun, mit dem lateinischen Texte kollationiert, zu einer treuen, dem Zeitgeschmack gemäßen Redaktion Gelegenheit geben und eine ergötzliche Aufsehbauung, durch wohlgesinnte Märchen, befördern wird.

Nachtrag II.

In des zweiten Bandes zweitem Stück von „Kunst und Altertum“ erwähnten wir eines lateinischen Manuscripts, welches die Legende der heiligen drei Könige sehr ausführlich darstellt. Da uns nun diese frommen Erst-

geboren aus den Heiden neuerlich, durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländischen Schule, immer lieber und werter geworden, so hegten wir den Wunsch, Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren und
5 vielleicht eine Uebersetzung desselben in einem jener Zeit gemäßen Stil bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer eins auf's andere führt, so tat sich unter den Heidelberger Manuskripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig
10 ein angenehmes Geschenk darreicht; und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszuföhnen, hat er die Legende der drei Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart, deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt und sie als einleitenden Aus-
15 zug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone, dem Altertum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Stil,
20 obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene ließt sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge um-
25 ständlich=prosaisch und zugleich unwahrscheinlich=märchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyllischen Dichtern und andern Spätlingen eigen sein mag, so kommt doch gar manches vor, was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger vieles auf östliche
30 Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Tieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich, die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem, was man in jener Zeit ge-
35 wußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er

hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenhaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten gibt, derart, daß er entweder selbst muß dort gewesen sein oder die sehr zahl-⁵reichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Kongruenz mit schon bekanntem Irrtum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit sein für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeit-¹⁰kenntnis.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich bei näherer Untersuchung Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Kassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen,¹⁵ ausgezeichnete Volkspredner, Vermittler zwischen Königen und Fürsten. Im Jahr 1366 reiste er nach Rom; als er von dorthier zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen²⁰ von Braunschweig und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie seine in Kaspar Münsters Saxoniamitgeteilte Grabinschrift bezeugt.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im²⁵ Jahre 1366, wo Mandeville, von seinen Reisen zurückkommend, in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Übereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

Hör-, Schreib- und Druckfehler

(1820)

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bei³⁰ Verbesserung alter Manuskripte manchmal bemerkt wird, daß solche diktiert worden, und daß man daher auf Hör-

fehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu sein Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beispiele anführen: denn da ich, von jeher an
 5 das Diktieren gewöhnt, oft auch ungebildeten oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen diktiert, so ist mir daraus ein besonderes Übel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden
 10 widmen konnte, Blätter, ja Hefte diktierte, solche aber nicht sogleich durchsehen konnte. Wenn ich sie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, so muß ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines solchen Abracadabra zu entziffern,
 15 lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchbringe mich von ihrem Sinn und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergibt.

An den Hörfehlern aber ist der Diktierende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften
 20 vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt. Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tif, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich
 25 auszusprechen. Mir schien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im
 30 Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wider fährt.

Die Hefte der Studierenden mögen daher meist so richtig sein, weil der Diktierende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist, so vielen aufmerksamen,
 35 lehrbegierigen jungen Leuten genutzutun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen

wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört, als was er weiß; niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall, alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngiebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Diktieren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfnis an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.

Hörfehler.

Anstatt	lies	
Beritten	Pyriten.	20
Schon Hundert . .	John Hunter.	
Daß sie die älteste .	das Ideellste.	
und Damen	und Ammen.	
gnädigst	zunächst.	
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).	25
Rüchenseite	Kirchenseite.	
Ruchensfreund . . .	Tugendfreund.	
Residenz	Evidenz.	
sehr dumm	Irrtum.	

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit.

geschlungenen . .	geschwungenen.	30
Unbildung	Umbildung.	
einseitigen Lesern .	einsichtigen Lesern.	
Mädchen	Märchen.	

	Anstatt	lies
	leidig	leidlich.
	Unform	Uniform.
	Lob	Leib.
	Zeuge	Zunge.
6	gefürstete	gefürchtete.
	Ermüdung	Ermutung.
	Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
	Verwehrung	Vermehrung.
	Vermehrung	Vermählung.
10	wohlthätig	wohlhäbig.
	Trojanische Säule	Trajanische Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und
Sinn der deutschen Menge.

	Zmbuß (Einbuße)	Zmposst.
	Rückruten	Rekruten.
	reine führen	renovieren.
15	Znspektrum	Znspektor.

Verwandlung eines deutschen Wortes durch
französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . . . Ver—ruf.

Über diese Mängel hat niemand mehr Ursache nach-
zudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus
denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nach-
20 lässige Korrektoren, besonders bei Entfernung des Ver-
fassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen,
die oft erst am Ende eines zweiten und dritten Bandes
angezeigt werden.

Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher
25 nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von
Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen,
wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes
lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen
Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen
30 will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Un-
strengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die sowohl in schönem prächtigen Druck als, was noch mehr wert ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe wert, 5 daran zu denken, wie man einem solchen Übel, durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen, entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon getan, wenn Personen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur oder 10 ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen, aus welchen Offizinen die meisten inkorrekten Bücher hervorgegangen. Eine solche Mühe würde gewiß das Ehrgefühl der Druck- 15 herrn beleben; diese würden gegen ihre Korrektoren strenger sein; die Korrektoren hielten sich wieder an die Verfasser wegen undeutlicher Manuskripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Zen- 20 soren, denen, als literarisch gebildeten Männern, ein solches Unwesen notwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen zensurieren, die Druckherrn auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden. 25

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann, so darf man wohl darauf erwidern: Eben deshalb, weil zu 30 tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sei, wenn das Übel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen 35 einsichtige Druckherrn über diese sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und, was zur Förderung der guten

Sache wünschenswert sei, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben.

Il Conte de Carmagnola

Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

(1820/21)

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfasser jeden fremden Maßstab beseitigt, worin wir mit ihm vollkommen übereinstimmen, indem ein echtes Kunstwerk, so wie ein gesundes Naturprodukt, aus sich selbst beurteilt werden soll. Ferner gibt er an, wie man bei einer solchen Schätzung verfahren müsse. Zuerst solle man untersuchen und einsehen, was denn eigentlich der Dichter sich vorgesetzt; sodann scharf beurteilen, ob dieses Vornehmen auch vernünftig und zu billigen sei, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen. Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzonis Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben dieselben löblich, natur- und kunstgemäß gefunden und uns zuletzt, nach genauester Prüfung, überzeugt, daß er sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt. Nach dieser Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunsche, daß alle Freunde der italienischen Literatur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen und dasselbe, wie wir getan, frei und freundlich beurteilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen; weshalb es denn Pflicht sein will, unser unbedingtes Lob zu motivieren und zu zeigen, wie wir es, nach des Verfassers Wunsch und Willen, aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Fehl, daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lössage, führt August Wilhelm Schlegels Äußerungen hierüber als entscheidend an und zeigt die Nachteile der bisherigen, ängstlich-beschränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutsche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bei uns wert. Denn obgleich diese Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden, so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umständen, zu verteidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt, welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt und selbst dem schon Überzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz gibt er historische Notizen, insofern sie nötig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer, die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Tätigkeit, dies ungeduldige Vordringen, entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar, und er widmet sich 1425 venezianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewalttätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste

eines andern unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigne Art von Handwerk. Diese Leute vermieteten sich hin und wider nach Willkür und Vorteil, schlossen Akkorde wie andere Handwerker, untergaben sich in verschiedenen Banden und Abstufungen durch Übereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurteil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermietete sich wieder an Fürsten, Städte, und wer seiner bedurfte.

Alles beruhete nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hindernis anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich im Geschäfte, für fremde Rechnung unternommen, seines eignen Vorteils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliches in diesem Verhältnis war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten; sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deswegen kam es nicht gleich zum Totschlagen; es fragte sich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwachsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde; jeder Hauptmann nahm sich das Recht, die, welche sich ihm ergaben, zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten; dies aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und wie die Untergeordneten, ohne den Obergeneral zu fragen, ihre Gefangenen entließen,

so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allzusehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdies noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Ansehen und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürsten zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn notwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Miethelden, der seine hochsinnigen Pläne wohl haben möchte, dem aber die in solchen Fällen höchst nötige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verleugnete, so wird man gar bald den Widerstreit vorahnen, der zwischen einer solchen Willkür und der höchsten Zweckmäßigkeit des venezianischen Senats entstehen müssen. Und hier wird nun der Einsichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff kennen, dessen Entwicklung und Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, einem Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft-mannigfaltig gegenübergestellt, und zwar so, wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimiert und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitem Verlauf ordnungsgemäß einleiten, so folge hier der Gang der Tragödie, Szene für Szene.

Erster Akt.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; sie ist folgende. Die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein
 5 gutes Verhältnis zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht, Heersführer zu werden. Menehelnörderisch wird er angefallen und, wie es sich ausweist, auf Anstiften der
 10 Mailänder, und so kann man beide Teile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor, ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen
 15 solle. Senator Marino votiert gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Szene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein.
 20 Marco tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn; ersucht ihn aber freundschaftlich aufs dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster
 25 Feind sei, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen also sämtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer; die Exposition ist vollkommen abgetan, und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweiter Akt.

Wir versetzen uns in das herzoglich mailändische
 30 Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vorteilhaft, nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Car-
 35 magnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und große Insulte aus der Fassung zu bringen; auch stimmen die Jüngeren, Unbedachteren

für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersezt sich, einige zweifeln, der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rat durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirkjame Szene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand, in einem kurzen Monolog, erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vorteilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten verteilt er mit geflügelten Worten seine Befehle; alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, tatenschwangre Szene macht einen trefflichen Kontrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzas eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation, ergießt.

Dritter Akt.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Kommissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun, so große Vorteile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Kommissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgeordneter eintritt und sich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Condottier seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seien,

sie vorfordert und sie, den Kommissarien ins Gesicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug: den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichste und läßt es an
 5 gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Kommissarien, zurückbleibend, überdenken und beschließen; ihr Spiel ist, sich zu verstellen, alles, was der Graf tut, zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, in=
 10 dessen im stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Akt.

Im Saal der Zehnherren zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen
 15 angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch-kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich-edle Verteidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnädige Halbstrafe, den Auftrag, sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des
 20 Grafen Untergang sei beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch Lust ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

25 Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte. Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich
 30 und seine Unentbehrlichkeit ahnet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Akt.

Der Graf vor dem Doge und den Zehn. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen,
 35 die der Herzog vorschlägt, bald aber zeigt sich die Unzu-

friedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt, und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängnis finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tod geführt. 5

Über eine Verfahrensart, die Szenen auf diese Weise an einander zu reihen, können die Stimmen geteilt sein; uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl. 10
Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortschreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereignis auf Ereignis, ohne Vorbereitung und Beschränkung. Der Einzelne wie die Masse exponiert sich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort, bis der Faden 15
abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakonisch zu sein, sich sehr kurz gefaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürlich-freie, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die 20
sich dem Leser und Zuschauer sogleich mitteilt. So ist auch seine Sprache frei, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck. 25

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da sieht man denn gleich bei der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfasser mit einem kittelnden Publi- 30
kum zu tun hat, über das er sich nach und nach ganz erheben muß; denn gewiß nicht aus eignem Gefühl und Überzeugung hat er seine Personen in historische und ideelle geteilt. Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er uns hier, 35
ihn zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine Person historisch;

es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nach-
 5 jagen, daß seine Figuren alle aus einem Guß sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen politisch-sittlichen Kreise, sie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müssen, ein jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff aus-
 10 drückt, hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

15 Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte Forderung des Theoristen, daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei sein müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und
 20 Hirtenstande, gewaltsam kämpfend, heraufgewachsen, gehorcht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken, auch die nicht einmal, deren der Mensch zu eigenem Vorteil bedarf. An Kriegskliten mag's ihm nicht
 25 fehlen; wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern; und wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der
 30 den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läßt; so wie der kühnste Schiffer, der, Kompaß und Sonde verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, notwendig scheitern mußte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Ge-
 35 wand Knapp erweist, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradsinnig, des Freun-

des Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der sich als Heldenmann rüstig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige Freund. Und so begleitet ihn Gonzaga auf dem erst gefährlichen, dann tödlichen Schritt und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottiers, Orsini und Tolentino, erklären lakonisch ihre Tatkraft; mit wenigen Worten ist alles abgetan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so finden wir gerade das Gegenteil. Malatesti, ein unzulänglicher Obergeneral, erst zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio, hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen, eine heldenmüthige Versöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer, nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola gibt dem Grafen Gelegenheit, im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszusprechen.

Nun werden wir in den venezianischen Senat eingeführt. Der Doge präsidiert. Er stellt das oberste, reine, unzerteilte Staatsprinzip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen beobachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, scharfe, selbstische Prinzip, welches hier untadelig erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem großen, unübersehblichen Ganzen wirkt; wachsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beste betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist.

Marco, das löbliche menschliche Prinzip. Ein Sittlich-Gutes ahnend, fühlend, anerkennend. Das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedauernd, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugetan und deshalb, ohne es zu ahnen, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwei Kommissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung wert. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amtes, ihrer Pflicht sich bewusst; sie wissen, von wem sie gesendet sind. Bald aber belehrt sie Carmagnolas Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Der erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt, weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick, daß beide allein sind, zeigt sich, daß der zweite das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung gelten zu machen, daß, da sie die Gewalt nicht haben, den Grafen abzusetzen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen; worin beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit wären denn die Hauptpersonen genugsam, in Bezug auf jene Szenenfolge, geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Es ist keinesweges teilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von lautwerdendem Publikum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch es sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das, was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballett einen integrierenden Teil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifällig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn

wir jedoch bedenken, daß ein echtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzutun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich losfagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugnis, daß er im einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dies einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gerne klassisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen; er verschmähe fernerhin die gemeine Nührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaß ist der eilffüßige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle, geistreiche Deklamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der deutschen, höchst angemessenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Übergreifen des Sinnes (enjambement) vielbedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subjekt vom Prädikat; ein großer, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.

Nachtrag I.

Herr Manzoni gab durch einen guten Gedanken in seiner Vorrede zum Grafen Carmagnola zu folgenden Betrachtungen Anlaß. Der Hauptirrtum, woraus die

eingebildete Notwendigkeit der beiden nunmehr beseitigten Theatereinheiten entsprang, entwickelte sich aus dem übrigen löblichen, lebhaften Anteil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt; nur versteht er es darin, daß er, 5 der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch oben zu schaffen; daher sich denn die da droben eben so wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Tun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen, als er zum Schauen und Hören. Diesen Irrtum muß man ihm benehmen, wenn 10 das Theater erfreulich und der peniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben mitunter Prügel austheilen, von denen er nichts 15 fühlt, daß, wenn sie sich totgestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrot verzehrt und daß er ihnen also eben so gut zugestehen könnte, sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, in- 20 dem der Vorhang zum erstenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Karthago zu begleiten?

Indicazione di cio che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Diese Jahresanzeige kommt uns eben, als wir vor- 25 stehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch diesmal mit ihm in einigem Widerspruch und entschließen uns daher zu nachstehender Uebersetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte stärkte sich das italie- 30 nische Theater auf einen hohen Grad an den Werken Goldonis und Alfieris. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen; ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicherweise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich

steigen auf unserer Halbinsel hie und da kühne, glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien ans Tageslicht hervorgehen sähe, alle ungefähr von gleichem Werte.

„Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambara Andrea Boncarale di Brescia, Mangili Leonida, Marchisio Mileto, zwei Autoren, Quaquarelli und Gasparinetti, jeder einzeln Bibli, der Herzog von Bentignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Ruffa Teramene, Agave und die Beliden, Manzoni den Carmagnola.

„(Note. Der Graf Carmagnola, Trauerspiel von A. Manzoni. Dieses Trauerspiel, welchem große Fehler nicht abgehn, hat auch viele Schönheiten und verdient, daß wir davon besonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unsern Meinungen vorgreifen.)

„Wenige Städte gibt's, welche nicht einen oder mehrere Verfasser zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm kompiliert worden. Aber sinnige Personen, eifersüchtig auf unsern Ruhm, finden wohl, daß sie sich nicht auf die Versicherungen der Autoren selbst verlassen können, sondern überzeugen sich, daß, wo die ganze Seele Alfieris nicht zu finden ist, seine Formen sich gar schlecht zu einem Empfinden schicken wollen, daß nicht das eigene seinige sei, dergestalt daß es mehr verdrießlich als zu verwundern ist, in solchen Werken weder gute Auswahl des Gegenstandes, noch Regelmäßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Kostüms, aber wohl die Sittensprüche, die Wendungen und oft die eigensten Verse Alfieris zu finden.

„(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtischen Nachahmung keineswegs, er hat sich davon völlig losgelöst.)“

Insofern es möglich ist, den ganz eigenen, schwer zu bezeichnenden Stil der italienischen Prosa im Deutschen wiederzugeben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein

sehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unsern Freund Manzoni gesprochen. Nach allem, was wir im vorigen Hefte über das Stück geäußert, dürfen wir hiezu nicht schweigen, und wenn sie es auch drüben
 5 über den Alpen nicht vernehmen sollten. So viel ist gewiß, wir urteilende deutsche Literatoren würden so nicht zu Werke gehen. Denn erst heißt es, Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni; dann werden ein halb
 10 Duzend Autoren als solche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und sein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden diesem Stücke, neben großen Fehlern, viele Schönheiten zugestanden, allein für den Augenblick jedem Urteil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung solcher
 15 Arbeiten, nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Diese Art kritischer Behandlung sei uns Deutschen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Literator am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt,
 20 einen werten Manzoni nachbringt, um ihn etwas besser zu behandeln, so würden wir die zuerst genannten Dichter, einzeln, summarisch charakterisiert, diesen aber, als den vorzüglichsten, dem es am besten gelungen, ausgezeichnet und nicht dem Text widersprechende Noten nachgebracht
 25 haben. Nun sind wir äußerst neugierig, was denn dieser ehrenwerte Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugestanden, daß er sich von dem alten Wesen, welchem leider Alfieri zu seinem eignen großen Schaden zugetan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden, denn wir haben uns genugsam an ihm herumgequält: unsere Freunde haben ihn treu übersetzt, wir taten das möglichste, ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine
 30 gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem leidenschaftlichen Sinn, der Lakonismus in Anlage sowohl

als Ausführung, das alles läßt den Zuschauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten, die Neuern ließen sich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter aus notwendiger und wahrscheinlicher Umgebung nicht einen Mitredenden hervorbilden sollte, um die Helden sowohl als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin ist Manzoni gewiß musterhaft, wie jeder gleich einsehen wird, der unserer Entwicklung gefolgt ist; wie viel Theaterzenen haben wir denn, die sich der ersten des zweiten Aktes, im Zelte Malatestis, vergleichen könnten?

Wär' es noch gegenwärtig mein Geschäft, der Ausbildung eines Theaters vorzustehen, so sollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen sein und, wenn auch nicht als Liebling der Menge oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerstück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir, zwei bis drei deutsche neuere Theaterstücke, welche sich jetzt nur einen mäßigen Besuch erbitten müssen, ungesäumt anzudeuten, welchen die Autoren durch eine Behandlung nach Manzonis Vorgang einen sichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unser italienischer Kritiker, indem er von Stücken spricht, die der Spur Alfieris nachfolgen, sagt zwar, sie seien ungefähr von gleichem Werte; wir müßten aber seine große Einsicht und Konsequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuten sollten, daß er sie nach einer gewissen Rangordnung gestellt, die geringern voran, die bessern hintennach genannt habe.

Hiezu bewegt uns das Vorurteil für unsern Liebling

Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird; deshalb wir denn seinen Vorgänger, Herrn Ruffa, auch für bedeutend halten, so daß wir, wenn seine Stücke uns zu Gesicht kommen, nach unserer deutschen Weise mit Billigkeit darüber sprechen werden. Denn wir müßten sehr irren, wenn nicht manches darin zu finden sein möchte, was man bei Alfieri vergebens sucht und was uns Deutschen gar wohl zusagen dürfte.

Was dieser Dichter von sich selbst bekennt, wird uns folgendermaßen mitgeteilt.

„Diese Tragödien zu schreiben, trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt. Unter Kalabresen bin ich geboren, einem Volke, zum Teil noch halb Waldmensch, mutvoll bis zur Wildheit, in Vorsätzen hartnäckig, in Leidenschaften unbegrenzt. Und so sah ich von Kindheit auf nur Beispiele von heroischen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen, gegenseitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, schreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbstmord, Mißtaten aller Art; und im Gegenteil Beispiele festen und kühnen, beim Anblick des härtesten Todes sich erhöhenden Mutes, Treue ohne Gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beständigkeit, redliche Freundschaft, großmütige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf meine jugendliche Phantasie. Unsere Ausgewanderten waren das allgemeine Gespräch, und wir hatten in unserer Kleinheit, nach Gleichnis griechischer heroischer Zeiten, unsere Scironen und Prokrusten, wie im Gegensatz auch unsere Alciden und Theseen. Der Volksglaube an Zauber-
schwwestern und magisches Betun, an Geister der Ermordeten, die man sogar mit einem besondern Namen Spirdi bezeichnete — das alles umhüllte mit einem so wunderbaren und poetischen Duft jede Erzählung und Überlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe ergötzte mich besonders, auf dergleichen Dinge zu horchen, sie mir anzueignen und sie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gern zu. Freilich war meine melancholische

Anlage hiebei immer mitwirkend; denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sei, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk tun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen Elemente am bewegtesten durch einander gehn! Wer zuerst Gelegenheit hat, Ruffas Werke näher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon auslangende Kenntniß.

Nachtrag II.

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück, und hoffen: mit Begünstigung unserer Leser; denn man kann bei einem Gedicht eben so viel sagen als bei zehn, und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Rezension auf den Autor gewirkt, hat er uns selbst eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem so liebwürdigen Manne in nähere Verbindung getreten zu sein; an seinen Äußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bemühungen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorhergehenden Hefte haben wir ihn schon gegen seinen Landsmann verteidigt, nun sehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, sind aller Achtung wert; höchst erfreulich ist ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernst und Ausführlichkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung, und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sei. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publikum respektieren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegenfaß immer aufgelegt sein mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor

den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und auslangend sein, es tut sich doch ein Widersacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden, erwägenden Zuhörer sind selbst geteilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindesten Majorität entschieden.

In solchem, obgleich stillem Widerstreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländische und inländische Kritiker, denen wir Sachkenntnis keineswegs absprechen, oft ihre Prämissen zugestehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber besonders entschuldigen wir, wenn er sich hart und ungerecht gegen das Ausland erweist: denn wer Shakespeare unter seinen Vorfahren sieht, darf sich wohl vom Ahnenstolze hinreißen lassen.

Vor allen Dingen sei aber nun die Originalstelle hier eingeschaltet, damit jedermann beurteilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly Review, Nr. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines“, as we consider ourselves on the authority of Shakespeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty; we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer,

in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns besonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerst die Gedankenfolge jenes kritischen Vortrags ungestört dem Leser zur Beurteilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunsten unserer Polemik die Übersetzung zu zerstückeln und umzuwenden rätlich finden.

„Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theatereinheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegierte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakespeares Beispiel und Johnsons Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen.“

Hierauf erwidern wir: Ein Engländer, der über zweihundert Jahre auf seiner Bühne die grenzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiener, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht tun, eine bedeutendere Übertretung derselben verlangen werden.“

Keineswegs! wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, teilweise unbiegsamen Publikum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie durch sanftes Ausweichen versucht, eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hierbei kann der Autor seine eigene Nation nicht einmal zu Rate ziehen, geschweige eine fremde; eben so wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vorteil aus seiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird sich ausweisen, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin zerlegen und umstellen, daß der nicht sonderlich gewogne Kritiker zu Ehren unseres Dichters dennoch günstige Zeugnisse abzulegen genötigt ist.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit.“

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredsamkeit sein, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das englische Rednertalent wird deshalb von der Welt bewundert, weil so
 5 viel erfahrene, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteisinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntnis also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche
 10 Bedeutung.

„Die Scheideszene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzergreifend.“

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit,
 15 am passenden Ort, wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen:

„Unterlassen können wir nicht, unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere italienische
 20 Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen; es folgt als Chor dem zweiten Akte des Dramas.“ (Eine Übersetzung ist beigelegt.)

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhetorischen und elegischen gesellt, wird dem Dichter zu-
 25 gestanden! Und doch hatte der Kritiker beliebt, seinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poesie.“

Diese so dürrhin ausgesprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachsätze keineswegs bewährt und begründet,
 30 sie sagen vielmehr gerade das Gegenteil. Wie es uns denn auch scheint, daß sich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er sagt:

„Und wir bekennen unsere Hoffnung, daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen als
 35 durch schwache Tragödien verletzen werde.“

Ghe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es gibt eine zerstörende Kritik und eine

produktive. Jene ist sehr leicht; denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so borniert sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgetan, und man dürfe, ohne weiteres, seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. 5

Die produktive Kritik ist um ein gutes Teil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte getan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat. 10 15

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publikums willen urteilen müsse. Täglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Rezensionen, von Lesern und Lesערinnen nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag. 20 25

Rehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlussszene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir tun dies um so lieber, als wir bei unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen. Der englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft herzergreifend; uns gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto verdienstlicher, als durch das ganze Stück keine zarte, tränenhafte Nührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Beschränkung, gerade vor sich hinwandelnder Weise vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe; sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück urplöz-

lich vernehmen. Der Dichter hat sich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheideszene selbst, musterhaft bewiesen, und wir triumphieren, daß er dem Engländer ein indeed
6 affecting abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenigen gesprochenen Zeilen ein großes Publikum gleichsam aus dem Stegreife rühren könne; näher betrachtet jedoch sieht man, daß
10 immer etwas vorausgegangen sein müsse: irgend ein vorbereitender Anteil muß schon in der Menge walten, und wenn man diesen aufzufassen, den Augenblick zu nutzen weiß, so darf man seiner Wirkung gewiß sein.

Eben so, wenn Herrn Manzoni geglückt ist, durch
15 einen Chor den Geist lyrisch zu erheben und anzufeuern, so vermochte er das nur in Gesolg der zwei ersten Akte; gleichermaßen entspringt aus den drei letzten Akten die Nührung der Endszene. Wie nun der Dichter seine Redekunst nicht hätte entwickeln können ohne die schöne
20 Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Kommissarien und Soldaten sprechen zu lassen, eben so wenig hätte er uns lyrisch begeistert oder elegisch gerührt ohne die edlen Prämissen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode besteht nicht an und für sich: sie muß aus
25 einem schon bewegten Elemente hervorstiegen. Wodurch wirken die Pindarischen so mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geschlechtsfolgen als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderstehlichen Gewalt tragischer
30 Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber als auf dem dazwischen, von einem Akt zum andern sich steigenden dramatischen Interesse.

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen
35 Heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen als auf dem fruchtbaren Boden der christlich-römisch-katholischen Religion? und doch läßt er aus diesem breiten Felde

nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysteriös frommen Gehalt durchaus einfach behandelt: kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiener von Jugend auf bekannt wären; und doch sind die Gefänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria bis zum ernstesten Versuch einer Judenbekehrung alles lieblich, kräftig und zierlich. 5

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen, das Theater und seine eigens gewählte 10 Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sei; denn genau betrachtet liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag, sondern nur eines schnellern 15 Verständnisses wegen, nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieses Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich sein, unsere Nachkommen werden sich's nicht entgehen lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in seiner ruhigen, 20 klaren Art durchführte, sein überzeugendes Rednertalent, seine Gabe, elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen, in Tätigkeit setzen wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Szene Tränen genug fließen; so daß der Engländer selbst, wenn er auch durch die bedenkliche Rolle, 25 die seine Landsleute dabei spielen, sich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine „schwache Tragödie“ nennen würde.

Nachtrag III.

Manzoni an Goethe.

Mailand, den 23. Januar 1821.

So sehr das literarische Verbeugen und Dankjagen außer Kredit gekommen, so hoff' ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemütes 30 nicht verschmähen: denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre

es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können sich daher denken, was ich fühlen mußte, zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publikum ein so wohlwollendes Zeugnis geben zu können.

Aber außer dem Wert, welchen eine solche Bestimmung für einen jeden hätte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschätzbar. Und so sei mir vergönnt, diese vorzutragen, um zu zeigen, wie meine Dankbarkeit doppelt sein müsse.

Ohne von denjenigen zu sprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, so sahen doch auch solche Kritiker, welche günstiger davon urteilten, beinahe alles und jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; sie lobten Dinge, auf die ich weniger Wert legte, und tadelten mich, als hätt' ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Punkte die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publikums nur dem Chor und dem fünften Akt zugeteilt, und es wollte scheinen, als wenn niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabsichtigte, so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorsatz selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens, ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht, mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urteil höchlich zu schätzen habe: denn die tägliche Mitteilung, die Übereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern, als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig, von ihm durchschaut zu werden, geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden

Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden. Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Überzeugung zu befestigen, daß, ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen, das beste Mittel sei: festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die konventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Personen in geschichtliche und ideelle ganz mein Fehler sei, verursacht durch eine allzugroße Anhänglichkeit an das genau Geschichtliche, welche mich bewegte, die realen Personen von denjenigen zu trennen, die ich ersann, um eine Klasse, eine Meinung, ein Interesse vorzustellen. In einer neuern Arbeit hatte ich schon diesen Unterschied aufgegeben, und es freut mich, dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu sein.



Manfred

A dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

(1820)

Eine wunderbare, mich nah berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Glut einer grenzen-

losen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich
 5 die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurteilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt,
 10 und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich, wiederkäuend, immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem
 15 Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes. Als ein junger, kühner,
 20 höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer florentinischen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße tot gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden.
 25 Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein.

Dieses märchenhafte Ereignis wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich, wie er denn z. B., höchst grausam in seinen
 30 eignen Eingeweiden wütend, die unselige Geschichte jenes Königs von Sparta auf sich anwendet. Sie ist folgende. Pausanias, lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber wegen Übermut, Starrsinn, rauhen, harten Betragens die Liebe der
 35 Griechen, wegen heimlichen Verständnisses mit dem Feinde das Vertrauen seiner Landsleute verlierend — dieser läßt eine schwere Blutschuld auf sich, die ihn bis an sein schmachliches Ende verfolgt. Denn als er im Schwarzen Meere

die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener, die Lampen zu löschen; es geschieht, und sie, im Zimmer umhertastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermutet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Szene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraus sucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet. Nachstehender, von Unmut und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Deklamation zur bedeutenden Übung. Hamlets Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders das Eingeschaltete herauszuheben und den Zusammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Übrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewisser heftiger, ja exzentrischer Ausdruck nötig ist, um die Intention des Dichters darzustellen.

Manfred (allein).

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage
Bestehend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Überdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Bosse —
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — du zählst
Wie wenig! — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück

Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Fröstlen
 Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
 In meiner Wissenskraft: Die Toten ruf' ich
 Und frage sie: was ist denn, das wir fürchten?
 5 Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
 Und das ist nichts, antworten sie mir nicht. —

Antwortete begrabner Priester Gottes
 Dem Weib zu Endor! Spartas König zog
 Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
 10 Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
 Hatt' er gemordet, wußt' nicht, wen er traf,
 Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hilfe
 Den Zeus von Phryxus rief, Phigaliens
 Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
 15 Vom aufgebrauchten Schatten sein Verzeihen,
 Auch eine Grenze nur des Räthens. Die versezte
 Mit zweifelhaftem Wortsinne; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! das, was ich liebe,
 Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
 20 Das, was ich liebe, wär' noch immer schön
 Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
 Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie —
 Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
 In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
 25 In dieser Stunde fürcht' ich, wie ich trotzte.
 Bis diese Stunde schröckte mich kein Schauen
 Der Geister, guter, böser. Zitter' ich nun?
 Und fühl' am Herzen fremden kalten Tau!
 Doch kann ich tun, was mich im Tiefsten widert,
 30 Der Erde Schröcken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Byrons Don Juan

(1821)

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held, er sollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom Neusten spricht?“ —
Ein Zeitungschreiber mag sich schmeichelnd quälen,
So sagt die Zeit: es sei der rechte nicht.

Von solchen mag ich wahrlich nichts erzählen, 5
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Gesicht;
Wir haben in der Oper ihn gesehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Bernon, der Metzger Cumberland und Wolf so mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Bourgoin außs beste, 10
Koppel und Howe, sie hatten ihre Feste
Wie Wellesley jetzt — der Könige Schattenschritt
Vom Stamme Bancos — Raben aus einem Neste! —
Der Ruhm, die Lust zu herrschen reißt sie mit.
Dumouriez', Bonapartes Kampfgewinften, 15
Die Zeitung steht den Herren gleich zu Diensten.

Barnave kennt und Brissot die Geschichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Clootz, Danton, Marat litten viel Gerüchte, 20
Selbst Lafayette, er ging beinahe in Rauch;
Dann Foubert, Hoche, vom Militärverpflichtete,
Lannes, Desaix, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit, an ihnen viel zu preisen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage, 25
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntnis;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Flut und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständnis; 30
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe — sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
 So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
 Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
 Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
 5 Von unsern Helden möcht' ich niemand strafen,
 Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
 Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
 Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht
 10 übersehbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken
 trugen und gegenwärtig mit kühnem Versuch den un-
 übersehblichen Don Juan ergreifen und behandeln, so
 möchte dies wohl als Widerspruch angesehen werden;
 deshalb wir denn auf den Unterschied hinzudeuten nicht
 15 ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig be-
 kannt, daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen
 Fülle, wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen;
 alsdann wird eine Übersetzung von einem unserer jüngern
 Freunde gar wohl am Platze sein; in Lord Byrons Ta-
 20 lent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihm
 durch Übersetzung weder nutzen noch schaden: die Ori-
 ginale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das
 Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen:
 25 denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Ori-
 ginalbild nicht richtig wiedergibt, so macht sie uns doch
 aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren
 mehr oder weniger bemerkliche mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein grenzenlos=geniales Werk,
 30 menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschen-
 freundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend;
 und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen,
 ihn auch nicht anders wollen, als er ist, so genießen wir
 dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit
 35 Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden,
 schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung
 der Verse ganz gemäß; der Dichter schont die Sprache

so wenig als die Menschen, und wie wir näher hinzu treten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete komische Sprache hat, welcher wir Deutschen ganz ermangeln.

Das Deutschkomische liegt vorzüglich im Sinn, we- 6
niger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichtum wird bewundert; ihm stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen. Selbst bei Blumauer, dessen Vers- und Reimbildung den komischen 10
Inhalt leicht dahinträgt, ist es eigentlich der schroffe Gegensatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen, was uns belustigt. Sehen wir weiter umher, so finden wir, daß der Deutsche, um drollig zu sein, einige Jahrhunderte zurückschreitet 15
und nur in Anittelreimen eigentlich nativ und anmutig zu werden das Glück hat.

Beim Übersetzen des Don Juan ließen sich dem Engländer manche Vorteile ablernen; nur einen Spasß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch 20
seltsame und zweifelhafte Aussprache mancher, auf dem Papier ganz verschieden gestalteter Worte bewirkt wird. Der englische Sprachkenner mag beurteilen, inwiefern der Dichter auch da mutwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Übersetzung der hier mit- 25
getheilten Strophen entstehen, und wir lassen sie abdrucken, nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämtlichen talentvollen Übersetzer sollten sich teilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine ge- 30
wisse lakonische Behandlung nötig sein, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Mutwillens auszudrücken; erst wenn etwas geleistet ist, wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Über- 35
setzung eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhabige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals

die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten, so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Übersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt sein müßten, sondern als Übung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hiebei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen be-
 5 scheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet, wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderbarlich gebärden
 10 müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des Tags.

Olfried und Lisena

Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen von
 August Hagen.

Königsberg in der Universitätsbuchhandlung 1820.

(1821/22)

Als mir dies Büchlein in die Hände kam, schlug ich es nach alter, löblicher oder unlöblicher Gewohnheit auf,
 15 gerade in der Mitte, und las die sechs Stanzas der beiden Seiten; diese zogen mich an und nötigten mich, vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward, vom Anfang anzufangen. Und so habe ich es denn auch, in ruhigen guten Stunden, fort- und
 20 durchgelesen, welches etwas heißen will: denn, in zehn Gesänge geteilt, enthält es über sechzehnhundert Stanzas.

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurteilung aufgelegt, ersuche die genannten und
 25 ungenannten trefflichen Freunde, die uns in kritischen Zeitschriften über ästhetischen Gewinn und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werk ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten, warum es mir so wohl gefällt.

30 Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen

der Zeit: denn es beweist eine hohe sittlich-ästhetische Kultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann — denn 5 als einen solchen gibt und offenbart er sich — eine Fabel wie diese konzipierend, sie in sich auszubilden und, bei der fleißigsten Behandlung des Einzelnen, sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieser Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern 10 soll: den klar-tiefen Einblick in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelheiten überall zu ergehen.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von 15 Jugend auf ein Seeanwohner gewesen: dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt sehen, er gewinnt die mannigfaltigsten Luft-, Wasser- und Erderscheinungen, und dann hängt es von ihm ab, 20 uns natürlich-seenhaft bald auf dürren Sandwüsten auszusetzen, bald in Fischerhütten, deren Gewerbe mit Garten- und Obstbau verbunden ist, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab, palastreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohnegleichen zu labyrinthisieren. 25

Doch wir gehen zu weit und dürften auf diesem Wege die Absicht, uns nicht einzulassen, ehe wir's uns versehen, überschreiten.

Betrachten wir genau, so ist es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres, die dem Engländer, dem 30 Spanier so große Vorzüge über den mittelländischen Dichter gibt. Kenner, welchen unsere neuere deutsche Literatur gegenwärtiger ist als wir, werden bemerken, wer von dieser Seite mit unserm Dichter wetteifert.

Nachtrag.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor 35

zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat, so möchten wir dem Dichter gerne etwas zu Liebe tun, etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern
 5 könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sei, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte beraten, welches zu befolgen er gewiß heilsam
 10 finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Überlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches,
 15 entwickelt, ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und umständlich; die Eigentümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Teilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er sein und gewiß am
 20 besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmutigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüsthlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dicht-Ader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wielands kleiner Erzählungen, von welchen gar manche als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Literatur noch lange
 25 Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.
 30

Der deutsche Gil Blas

(1821—24)

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin und
 Goethes Werke. XXXVII. 13

wider getriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären, daß der französische Gil Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei und daß sie also, in diesem Sinne, durch eine ungeheurere Kluft getrennt erscheinen. 5
 Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bei dem deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer, als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinairisch gesinnt bis zur Intrige, bis zum Kuppeln; 10
 weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. 15
 Weil nun dieses alles, den Umständen zufolge, ganz natürlich zugeht und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum besten hat, so besticht uns der gute, ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das 20
 wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Um-treibende von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht, ist 25
 natürlich, da er seiner Bemühung einigen Wert beizulegen berechtigt ist und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaktion denken: denn ein 30
 eigentliches Kunst- und Geschmackswerk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannigfaltigster Abwechslung immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tagtägliches liest, 35
 so wird man nicht verschmähen, einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Grenze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen; als-

dann könnte es gedruckt werden, wie es liegt: denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Ähnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den
 5 Bücherverleihern wohl rentieren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm-belehrende häusliche Bürgerlichkeiten
 10 gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegierte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisiert sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagierenden Gesellen die Erinnerung an
 15 Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrierten, aus der unglücklichen Cham-
 20 pagne zurück; die verarmten Herrn entlassen ihre Beute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Blündern legen. Der Unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus
 25 geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: Laß ihn doch, es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen
 30 auffällt: wie es wohl ausseh'n möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine mora-
 35 lische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch

Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen: sie wenden sich gegen das, was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jedermann reist, mit Extrapost, von guten Empfehlungen und gültigen Wechselln begleitet, durch die Welt; gar mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeugen, welche unbewußt höherem Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersohnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand besetzt, sich darein geschickt zu haben, und mir deuchte Anmaßung, die grenzenlose Not mildern und mäßigen zu wollen. Einem Tätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beisteuer mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksbursche empfohlen, mit denen ich früher, als Fußreisender, oft in Verbindung gewandert und in späterer Zeit immer demjenigen am liebsten gab, welcher am besten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, so lehnten fromme Pilger eine gute Bewirtung, einen kleinen Zehrpfennig

niemals ab; ferner berechtigte das sechzehnte Jahrhun-
dert zu einem etwas kräftigern Heischen, auf ihren strom-
artigen Wanderungen, die wilden Studierenden, wes-
wegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck
5 geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten sich desselben,
und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder
sich von Haus zu Haus ein wenig erbat.

Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, besonders auch
auf Reisen, vorüberziehende Handwerker nicht grüßend
10 wie sonst, noch weniger eine milde Gabe heischend.
Sollten diese oft bedürftigen Menschen sich gleich der
übrigen Welt selbständig zu machen gewußt haben? oder
verschüchterte sie die Polizei?

Auf solchem Lebensgange könnte von anerkannter
15 Führung und Fügung manches Beispiel erzählen, wenn
man der abergläubischen Wendung, die dergleichen Ge-
schichten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen
wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei
20 unfreundlichem Wetter durchs Feld. Der Himmel, stür-
mend, bedrohte mit Regen, und doch trieb mich etwas
den freistehenden Schloßberg hinan. Strichregen gin-
gen an mir vorüber und über mich weg, und es war
ein verdrießlicher Zustand, als ich mich oben zwischen
25 altem grauen Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten
und Farbe widerwärtig neben und über einander stand
und lag.

Als ich mir nun selbst ein Rätsel schien, bot sich die
willkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Ge-
30 wölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte
darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der
Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleich-
falls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen
Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie
35 auf und erwiderten meinen Gruß. Sie bestätigten meine
Vermutung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, not-
dürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hofften
durch einen Besuch bei entfernten Verwandten ihren Zu-

stand zu verbessern, und so zogen sie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei frischem und lebendigem Höfeminn, den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indes ich von der andern Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab, nach treulichen Glückwünschen, dem Knaben als Reisezehrung alles, was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja, dergleichen Szenen selbst herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreiste, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offenen Wagen saß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinsten bis zum größten: da hatte ich nun schnell einen Glückstopf zubereitet und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten zu lassen und so meine Gaben der Reihe nach zu spenden, und freute mich schon des Zufälligen, das diesmal sollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung, mich selbst zum Werkzeug der Vorsehung zu berufen und mit einem so wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, ward zu meinem Bewundern und Anerkennen bestraft. Auf einem dreistündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte sich, weder unter den Begegnenden noch unter den Erreichenden, irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, so daß ich die ganze kleine Summe beschämt wieder einstecken und dem höheren Vollenden zu eigener Disposition das Künftige überlassen mußte.

Wie aber sogar durch Mißwillen der Dürstige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüstigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburschen, sogleich eine Gabe zudachte; der

Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweistündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen, stillzuhalten. Dies geschah im Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, hämisch
5 laut ausriefen und schreien, es sitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um feinetwillen stillgehalten und eine übele Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Bäckerknabe, der sich
10 klügllich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte; nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt
15 erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Duzenden erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß, praktisch genommen, sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse und daß man vernünftigerweise wohlthue, sich in
20 diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfällenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich schädlich sein, sich von dem Unerforschlichen ganz abzu-
25 sondern oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumassen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht ganz ruhig: Gott möge
30 euch für eure Gabe belohnen! ohne daß er es unternimmt, hierbei mitzuwirken; und so seid ihr für immer geschieden. Der andere sagt: er werde für euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat,
35 wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältnis zu dem höchsten Wesen durchs Gebet für sich selbst keinen leidlichen Zustand erslehen kann, dessen un-

geachtet aber glaubt, der Patron eines andern sein zu können, indem er betend, von vielen Klienten begleitet, vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen. 5

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch folgendes hinzufügen: Johann Kaspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend; beide wissen sich, jener in eigenen, dieser in Weltverhältnissen, nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen. 10 15

Soeben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut sein noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säkulum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Borsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht.“ Hamann. 20

Der deutsche Gil Blas, eingeführt von Goethe.

Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachsens, eines Thüringers. Von ihm selbst verfaßt. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1822. 25

Vorwort.

Indem wir eine schon früher angekündigte Handschrift, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin und wider getriebenen Mannes enthält, unter dem Titel Der deutsche Gil Blas nunmehr gedruckt einführen, so müssen wir, um nicht übermäßige Hoffnungen zu erregen, diesen Schritt sogleich bevorworten und vor allen Dingen erklären, daß der französische Gil Blas ein 30

Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei und daß sie also in diesem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen.

Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine
5 Vergleichung zu; denn auch bei dem deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemet, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, von ihnen abhängt, nimmt's nicht genauer, als sie es selbst haben
10 wollen, und so ist denn unser Held latitudinariſch gesinnt bis zur Intrige, bis zum Kuppeln. Weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, so verdirbt er sich jederzeit seinen Zustand, wenn er streng-sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil
15 nun dieses alles den Umständen zufolge ganz natürlich zugeht und nicht etwa eine kunstreiche Fronie uns zum besten hat, so besticht der gute ruhige Vortrag von immer menschlich-bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes
20 in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Ähnliche Bücher finden sich in Bibliotheken und Gesellschaf-
25 ten sehr vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentieren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen; denn es ist in den untern Ständen wohl niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Auch der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürger-
30 lichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegierte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisiert sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt dem vagierenden Gefellen die Erinnerung
35 an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt als Be-

dienter eines Emigrierten aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen. Der unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: Laß ihn doch, es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir bei Lesung dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhe-
stelle zu entschädigen.

In diesem Sinne kann man solche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moralische Erzählung, Novelle und dergleichen nicht sein sollen; denn von ihnen als sittlichen Kunsterscheinungen verlangt man mit Recht eine innere Konsequenz, die, wir mögen durch noch so viel Labyrinth durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in sich selbst abschließen soll.

Das Leben des Menschen aber, treulich aufgezeichnet, stellt sich nie als ein Ganzes dar; den herrlichsten Anfängen folgen kühne Fortschritte, dann mischt sich der Unfall drein, der Mensch erholt sich, er beginnt, vielleicht auf einer höheren Stufe, sein altes Spiel, das ihm gemäß war; dann verschwindet er entweder frühzeitig oder schwindet nach und nach, ohne daß auf jeden geknüpften Knoten eine Auflösung erfolgte.

Wie man nun aber von keinem Roman, groß oder klein, sagen soll, hier sei viel Lärmen um nichts — denn dies könnte man auch von der Ilias behaupten —, noch weniger verdient ein Menschenleben verächtlich behandelt zu werden, weil es offenbar im Leben aufs Leben und nicht auf ein Resultat desselben ankommt und wir den Geringsten mit Achtung anzusehen haben, wenn wir in seiner einfachen Geschichte bemerken, daß eine höhere Hand sich vorbehalten hat, unsichtbar einzugreifen und dem Verdüsterten, Trübseligen, im Augenblick Hilfslosen über einige Schritte hinweg auf eine glatte Bahn zu helfen.

Wie denn auch Johann Kaspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide sich nicht anders zu helfen wissen, jener in eigenen, dieser in weltgeschichtlichen Begebenheiten, als daß sie ein über alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

Indem wir nun wünschen, daß unsere Leser von dem Büchlein, das wir ihnen anbieten, nicht ganz unbefriedigt scheiden mögen, so empfehlen wir ihnen ein anderes, wo der Held auf einem beweglichem Elemente sich bedeutender hin und her treibt: Joachim Kettelbeck's Leben, von ihm selbst aufgezeichnet. Zu Kolberg, an der See zur See geboren, wirft er sich als Knabe schon, der Ente gleich, auf das gefährliche Element und gibt uns Anlaß, jene oben schon berührten Betrachtungen abermals zu wiederholen und auf mancherlei Weise hin und her zu wenden; deshalb wir auch weder durch Erzählung noch Urtheil dem Leser vorgreifen, sondern nur so viel sagen: daß es keinem Bewohner des festen Landes unbekannt bleiben dürfe, damit er bei so vielfachen Unfällen, die auch ihm begegnen, des grenzenlosen Jammers gedenke, dem der Seemann täglich entgegenzieht.

Wenn uns nun auch dieses Büchlein in kurz vergangene und doch schon beinahe verschwundene Zustände versetzt, so ist ein anderes, das uns einige Jahrhunderte

rückwärts ruft, gleichfalls hoch zu schätzen; wir wenigstens bekennen gern, daß uns nie so deutlich geworden, wie es in Deutschland in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ausgesehen, als durch die Begebenheiten eines schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. (Herausgegeben von Büsching. 1. Band. Breslau 1820.)

Dem für das deutsche Altertum so löblich bemühten Herausgeber sind wir schon so manche Mitteilung von alten Gerätschaften, Waffen, Geschirren, Siegeln und Bildwerken schuldig, deren Anblick uns immer ein Mitgefühl gibt, wie es zu der Zeit ausgesehen haben mag, da sie gefertigt und gebraucht wurden. Nun aber verbindet er sein Publikum doppelt und dreifach, indem er die wunderlichsten Menschen, wie sie vor mehr als zweihundert Jahren in Deutschland gehaust, unmittelbar zur handgreiflichsten Nähe bringt! Wie wunderbar hatten sich die Zeiten seit Götz von Berlichingen und Schertlin von Burtenbach geändert, in welcher andern, aber widerwärtigern Verwirrung finden wir das liebe Deutschland in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Genanntes Buch, dessen Fortsetzung wir wünschen, wird gewiß jeden Deutschen höchlich interessiren, aber ihm auch gar manches Kopfschütteln ablocken; wie denn auch die unwandelbare tätige Treue eines wackern Edelmanns gegen den wunderlichsten aller fürstlichen Gebieter gewiß eine beifällige Teilnahme bewirken wird.

In Gefolg alles dieses enthalt' ich mich nicht einer allgemeinen Betrachtung. Die Geschichte denkt uns vor, der Roman fühlt uns vor, und so genießen wir an beiden völlig zubereitete Speisen. Die Schrift aber, die uns nur Stoff überliefert, fordert von uns, ihn zu verarbeiten, eigene Tätigkeit, zu der wir nicht immer aufgelegt sind; eigene freie Übersicht und Fertigkeiten, das Gewonnene zurecht zu stellen, die nicht einem jeden gegeben sind; deswegen auch ein französisches Buch, Voyage de Montaigne par Guerlon 1774, in Frankreich ungeachtet des berühmten und gefeierten Namens bei seinem Erscheinen

Mißfallen erregt hat, und zwar ganz natürlich, weil Stoff und Gehalt tagtäglich neben einander stehen, auf einander folgen und erst einen Geist erwarten, der seinen Vorteil daraus zu ziehen weiß.

6 Ein Franzose selbst findet unbillig, daß dieses Buch keine gute Aufnahme gefunden, und drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Da man aber köstliche Stellen darin findet, die sich auf Sitten, Künste und Politik beziehen, auch solche, woran man den Geist und den Charakter des
10 Verfassers deutlich erkennen mag, so hat man wohl getan, diese Reise abdrucken zu lassen. Man trifft darin gar manche Dinge, die man gern beschrieben sieht durch einen Gleichzeitigen, durch einen Augenzeugen, und zwar einen solchen wie Montaigne. Die einzelnen Posten der
15 Geldausgaben unterwegs können das Verhältnis des Geldeswerts in unsern Tagen zu beurteilen dienlich werden.“

Ein solcher Mann ist fast merkwürdiger in seinem täglichen Handeln, als wenn er schreibt; der lebendige Mensch erklärt auf alle Fälle den Schriftsteller. Mon-
20 taigne unternimmt 1580 eine Reise zu Pferde; mit einem anständigen Gefolge zieht er aus, und wenn ihm schon Unglaube, ja Haß gegen die Ärzte und Medizin eingefleischt ist, so glaubt er doch an die Wirksamkeit der Gesundbrunnen, besucht und kostet sie; auch läßt er uns,
25 da seine Steinschmerzen dadurch und durch Bewegung gelindert werden, jederzeit wissen, wie er von Sand und Gries und sonstigen Übeln befreit worden. Aus Frankreich durch Lothringen und Elsaß zieht er bis Baden in der Schweiz, von da auf deutscher Seite bis Augsburg
30 und München, durch Tirol und Italien und sieht sich endlich in Rom.

Wie unter solchen Umständen ein stracker, feiner, zartgesinnter, sich selbst beobachtender, neugieriger, mit einer gewissen anmutigen Eitelkeit behafteter französischer
35 Edelmann in fremden Ländern hervortritt, ist wohl auf keine andere Weise zu schauen und zu erfahren.

Wenn ein deutscher, gewandter, unterrichteter Schriftsteller dieses Werk sich zu eigen machte, das Bedeutende

hervorhübe, das Allgewöhnliche, sich Wiederholende beseitigte, dagegen aber die Besonderheiten der damaligen Zeitgeschichte klüglich einzuschalten und mit diesen Tagebüchern zu verbinden wüßte, so würde gewiß ein erheiterndes und nütliches Lesebüchlein daraus entstehen. 5

Zwei Betrachtungen zum Schluß werden das empfohlene Buch dem Kenner noch wichtiger erscheinen lassen.

Montaigne, ein der römischen Kirche wie dem Königtum treulich und eifrig zugetaner Ritter, unternimmt die Reise acht Jahre nach der Pariser Bluthochzeit und sucht in Deutschland eifrige freie Unterhaltung mit katholischen sowohl als protestantischen Geistlichen und Schullehrern über abweichende Glaubensbekenntnisse und Meinungen, wozu er sich der ihm geläufigen lateinischen Sprache zu bedienen weiß. 10 15

Sodann, obgleich fest an gewissen Vorurteilen und Gewohnheiten hangend, betrachtet er ganz freigesinnt, mit der heitersten Gerechtigkeit und Billigkeit weltfremde Zustände und weiß sie dergestalt zu schätzen, daß er die deutschen Einrichtungen, es sei nun an Baulichkeiten, Hausrat, Bedienung und Tafel, so wie polizeiliche Ordnung und Reinlichkeit, durchaus der französischen Lebensweise vorzieht. Mehr dürften wir zur Empfehlung eines solchen Werkes wohl nicht hinzufügen. 20

kehren wir jedoch zu unsern Zeitgenossen zurück und bemerken: daß an unsere Naturprosaisten sich auch Naturpoeten unmittelbar anschließen, welche zusammen wohl eine besondere Rubrik in der deutschen Literatur verdienen, weil die sich vermehrende Erscheinung aller Aufmerksamkeit und Ermunterung wert ist. 25 30

Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhytmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen; wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt. Wir machen vorläufig auf= 35

merkjam auf einen schon vorübergegangenen Mann dieſer Art: Diederich Georg Baſt, geboren in Schmerin 1741. Er ließ in ſeiner Jugend Anlagen zur Poefie hervorchimmern, indem er bei dargebotner Gelegenheit
5 kleine Verſe in hochdeutſcher Sprache dichtete und ſich hiedurch, ſo wie durch ſeine muſikaliſchen Talente, beliebt zu machen, Gönner und Freunde zu erwerben wußte. Früh verwaift, ſah er ſich genötigt, ſelbſt während der akademiſchen Studien mittelſt ſeiner muſikaliſchen Talente
10 ſich Unterhalt zu verſchaffen, und genoß durchaus, wegen geprüfter Rechtschaffenheit, die Achtung und Liebe ſeiner nunmehrigen Koſtocker Mitbürger. Da aber ein ſehr geringer Dienſt ihn und die Seinigen nicht ernährte, begann er wieder durch poetiſche Verſuche und den damit
15 verknüpfen Gewinn ſeine bürgerliche Exiſtenz mehr zu ſichern; feierliche oder merkwürdige Vorfälle beſang er theils in hochdeutſcher, theils in plattdeutſcher Sprache. Im Jahr 1789 gab er eine Sammlung luſtiger, aber wahrer Schwänke plattdeutſch in drei Theilen heraus,
20 verfaßte nachher noch manches kleine Gelegenheitsgedicht in beiden Mundarten, worin er merkwürdige, für Koſtocks Bewohner intereſſante Begebenheiten beſang. Eine beſſer nährende Stelle, die ihm gegönnt ward, bekleidete er nicht lange und ſtarb den 21. April 1800, betrauert und be-
25 weint von allen, die ihn kannten und liebten.

Wir beſitzen durch Freundes Gunſt einen, nach ſeinem Ableben edierten Oktavband: Uhterleſene pladdütſche Gedichte, Koſtock 1812, der mehrere
höchſt anmutige, größere und kleinere Dichtungen enthält,
30 welche ſämtlich die guten Eigenſchaften beſitzen, die wir oben von dem ganzen Geſchlechte gerühmt. Ergötzlich iſt es zu ſehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Weſen ſelbſt beſangen, ſich durch geniale Betrachtung darüber erhebt und dasjenige, was wir ſonſt als Philiſterei, Bocks-
35 beutel, Schlendrian und alberne Stodung zu verachten pflegen, in ſeiner natürlichen anmutigen Notwendigkeit ſehen läßt und uns ſolche beſchränkte Zuſtände dulden, ſchätzen und lieben lehrt.

Und so sei denn zum Schlusse gesagt, daß wir eine ähnliche Gabe, jedoch höherer Art, zu erwarten haben. August Hagen von Königsberg, Verfasser von *Olfried* und *Pisena*, hat, wie wir hören, mehrere kleine Gedichte eigentümlichen Zuständen seiner vaterländischen Gegend gewidmet; wir wünschen solche bald gedruckt zu sehen. Uns wenigstens ist es höchst erfreulich, wenn ein wahres dichterisches Talent sich dem Besondern widmet und das, was dem Menschen als gemein und alltäglich vorkommt, in aller Eigentümlichkeit glänzend hervorzuheben weiß, wovon in dem genannten Heldengedichte schon die schönsten Beispiele vorhanden sind; wie wir denn überhaupt von der Ostsee her kräftigen Sukturs für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens zu hoffen haben.

Nekrolog des deutschen Gil Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf bei dem Tode des vor kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sackse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern wohlgeschriebenen Bekenntnis desselben uns allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projektreichen, unbesonnen-unternehmenden Vater von Kindheit an zum Bagabunden gebildet und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verleugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vorteile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt; denn es hing von ihm

ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Übeln geplagten Körper durch eine Badekur von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte
 5 zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er, seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dies mochte nun
 10 wohl auf gewöhnlichem bürgerlichen Wege nicht für unverständlich zu achten sein; allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderbarlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf
 15 und begab sich den 6. Juni 1822, als zweiundsechzigjähriger Fuhrmann, auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbindeln, in den größten Schmerzen, indes der Vater sich
 20 im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und kampieren unter freiem Himmel, da kein altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Karawane
 25 gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall teure Beche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vor-
 30 spiegelung bereben, erreicht bei großer Hitze die Grenze Böhmens, wird nach leidlicher Mautvisitation eingelassen und muß nun den schlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern. Kein Pabjal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz
 35 entstellt, fast geblendet, die Glieder gelähmt, in Teplitz an, ermannet sich aber schnell und sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10. Juni war er in Teplitz angelangt; dort findet

er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für seinen Sohn ins öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofstore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt, ungeachtet ärztlicher Hilfe und guter Wartung seines neuen wirklichen Freundes, am 20. Juni gegen Mittag.

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken, mit denen wir begonnen. Er findet seinen Tod nach der Weise, wie er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Indische und chinesische Dichtung

(1821)

Wir würden höchst undankbar sein, wenn wir nicht in indischer Dichtungen gedenken wollten, und zwar solcher, die deshalb bewundernswürdig sind, weil sie sich aus dem Konflikt mit der abstrusesten Philosophie auf einer und mit der monstrosen Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchhelfen und von beiden nicht mehr annehmen, als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns jahrelang versenken. Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Bergesflichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita = Govinda ist es derselbige Fall; auch hier kann das Auserste nur dargestellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden. Uns Westländern konnte der würdige Übersetzer nur die erste Hälfte zuteilen, welche die grenzenloseste Eifersucht einer Halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis ins Allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie mußte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Mute werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den grenzenlosen Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist und es wohl auf eine solche Weise tun mag, die jene erste überschwängliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sei!

Der unvergleichliche Jones kannte seine westlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Grenzen europäischer Schicklichkeit zu halten; und doch hat er solche Andeutungen gewagt, daß einer seiner deutschen Übersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nötig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht, des neueren bekannt gewordenen Gedichtes Megha = Duta zu gedenken. Auch dieses enthält, wie die vorigen, rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Hösling gibt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lusterscheinungen den Auftrag, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im einzelnen ausgestattet sein müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Übersetzungen mitgeteilt, die sich mehr oder weniger vom Original ent-

fernern, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begrenzte Eigentümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer Übersetzung mehrerer Verse unmittelbar aus dem Sanskrit, die ich Herrn Professor Rosgarten schuldig geworden, 5
 außs klarste in die Augen leuchtet.

Aus diesem fernem Osten können wir nicht zurück-
 kehren, ohne des neuerlich mitgetheilten chinesischen
 Dramas zu gedenken. Hier ist das wahre Gefühl eines 10
 alternden Mannes, der ohne männliche Erben abscheiden
 soll, auf das rührendste dargestellt, und zwar gerade da-
 durch, daß hervortritt, wie er der schönsten Ceremonien,
 die zur Ehre des Abgeschiedenen landesüblich verordnet
 sind, wo nicht gar entbehren, doch wenigstens sie un-
 willigen und nachlässigen Verwandten überlassen soll. 15

Es ist ein ganz eigentliches, nicht im Besondern, son-
 dern ins Allgemeine gedichtetes Familiengemälde. Es
 erinnert sehr an Jfflands Hagestolzen, nur daß bei
 dem Deutschen alles aus dem Gemüt oder aus den Un-
 bilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen 20
 konnte, bei dem Chinesen aber, außer eben denselben
 Motiven, noch alle religiösen und polizeilichen Ceremo-
 nien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu
 gute kommen, unsern wackern Greis aber unendlich
 peinigen und einer grenzenlosen Verzweiflung über- 25
 liefern, bis denn zuletzt durch eine leise vorbereitete,
 aber doch überraschende Wendung das Ganze noch einen
 fröhlichen Abschluß gewinnt.

Erklärung und Bitte

(1821)

Seit mehreren Jahren bin ich so glücklich, des schönen
 Vertrauens meiner lieben Landsleute zu genießen; ich 30
 erhalte daher öftere Sendungen und Anfragen von wohl-
 denkenden, talentreichen, strebenden, jüngeren und älteren

Personen. So wie es nur möglich war, habe ich darauf erwidert; nun aber vermehrt sich dieses Wohlwollen, indes die Kräfte sich vermindern und Einzelnen zu antworten ganz unmöglich wird. Weil aber diese Sendungen und
 5 Fragen meistens von schöner Bedeutung sind, so erregen sie Gedanken und Empfindungen, die ich wohl mitzuteilen wünschte. Ich werde daher in meinen Hefen dergleichen niederlegen und ersuche meine unbefriedigten werten Korrespondenten, sich darin umzusehn.

Calderons Tochter der Luft

(1822)

De nugis hominum seria veritas
 Uno volvitur assere.

10 Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menschlicher Torheiten hohen Stils über Theaterbretter hervorgeführt werden sollte, so möchte genanntes Drama wohl den Preis davontragen.

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines
 15 Kunstwerks dergestalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegentritt, für das Allerbeste halten und erklären; doch kann dies niemals zum Schaden reichen: denn wir betrachten ein solches Erzeugnis liebevoll um desto näher und suchen seine Verdienste zu ent-
 20 wickeln, damit unser Urtheil gerechtfertigt werde. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, seinen hohen Geist und klaren Verstand verehrt habe. Hierbei darf man denn nicht ver-
 25 kennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches zuge-
 30 theilt ist, als nötig war, damit das Außerordentliche, Überschwängliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar, alles Übrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs; er ist vielmehr durchaus thea-
 tralisch, ja bretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders
 eine solche, die Nührung erregt, davon treffen wir keine 5
 Spur: der Plan liegt klar vor dem Verstand, die Szenen
 folgen notwendig, mit einer Art von Ballettschritt, welche
 kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten
 komischen Oper hindentet; die innern Hauptmotive sind
 immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, 10
 Bedingnisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den
 jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetischen
 Gang, die Zwischenszenen, welche menuettartig in zier-
 lichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, 15
 sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden er-
 schöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen
 hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf
 Anteil und Neigung Anspruch machen sollte, sie also-
 bald, wo nicht gar schon im voraus, zu zerstören droht. 20

Nun gesteht man bei einigem Nachdenken, daß
 menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprüng-
 licher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art aufs Theater
 bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet,
 sublimiert sein; und so finden wir sie auch hier: der Dichter 25
 steht an der Schwelle der Überkultur, er gibt eine Quint-
 essenz der Menschheit.

Shakespeare reicht uns im Gegenteil die volle, reife
 Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere
 für Beere genießen, sie auspressen, kelttern, als Most, als 30
 gegornen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind
 wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer,
 dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfan-
 gen abgezogenen, höchst rektifizierten Weingeist, mit manchen
 Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir 35
 müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmack-
 haftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar

hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genötigt, düsterem Wahn zu frönen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt geraten, da der Stoff beleidigt, indes die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacabana gar wohl sein möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Überall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nötigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch geraten kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Lokale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur ohne vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks an einem Beispiel vergegenwärtigen können — wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Übersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen: er verleiht uns eine Gabe, deren Wert überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmut gewinnt und

durch vollkommene Übereinstimmung aller Teile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitstrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Übersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt konzentrierte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können.

Von Anebels Übersetzung des Lucrez

(1822)

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um so mehr einen guten Empfang wünsche, als ich seit geraumer Zeit dieser unverdroßnen Bemühung gar manche Hilfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und so gereichten die Studien eines Freundes, sich mit einem so wichtigen Rest des Altertums zu verständigen, eigenem Verständnis zu großem Vorteil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man sich, siebzig bis achtzig Jahre vor unserer Ara, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom verseze, sich gegenwärtige, wie es daselbst in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Zuständen ausgehese. Den echten Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt.

Man darf wohl sagen, daß Lucrez in die Epoche kam und sie selbst mitbildete, wo die römische Dichtkunst den hohen Stil erreicht hatte. Die alte tüchtige, barsche Roheit war gemildert, weitere Weltumsicht, praktisch

tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben sich handeln sah, hatten die römische Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmut, wo starke, gewaltige Äußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang das Zeitalter Augusts, wo die feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittelung nicht mehr zu denken: Tyrannie trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück; daher ich denn gar gern diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Persius endige, der, in sibyllinische Sprüche den bittersten Anmut verhüllend, seine Verzweiflung in düstern Hexametern ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez. Zwar auch er ist bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt sich vom Welt-schauplatz, beklagt des wertesten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mitteilung des höchsten Bestrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfnis die größten Vorteile; aber wenn man von günstigen Göttern durch Vögel-flug und Eingeweidegestalt treuen Rat und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen teilzunehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orkus den olympischen Äther, und die stygische Gorgone löschte die sämtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entriß und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüter mehr und mehr bemüht, drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demütig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte

sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem un-
 seligen Leben auf Erden, immer wünschenswerter erschien;
 wer aber gab sodann Bürgschaft, daß es nicht eben so
 schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags
 unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoff- 5
 nung schwebte die Menge, der bald hernach das Christen-
 tum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als
 der wünschenswerteste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu
 verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, 10
 suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht
 los zu werden; doch hiebei war, wenn man auch mit sich
 selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große
 Anfechtung zu erleiden.

Einer, der immer wieder hören muß, was er längst 15
 beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen, das sich von Un-
 geduld zur Wut steigern kann; daher die Heftigkeit, mit
 welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im
 Tode nicht vergehen wollen. Dieses gewaltige Schelten
 hab' ich jedoch immer beinahe komisch empfunden und 20
 mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im präg-
 nantesten Augenblick der Schlacht, da seine Truppen dem
 unvermeidlichen Tod entgegenzugehen stockten, verdrießlich
 ausrief: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben!“ So
 nah grenzt das Ungeheure ans Lächerliche. 25

So viel sei diesmal über ein Werk gesagt, das, all-
 gemeine Aufmerksamkeit verdienend, den Anteil der jetzigen
 Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez,
 ja man kann es nicht einmal, und wenn man wollte; 30
 aber man sollte erfahren, wie man sechs bis acht Dezen-
 nien vor unserer Ara gedacht hat: als Prologus der
 christlichen Kirchengeschichte ist dieses Dokument höchst
 merkwürdig.

Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sei mir er- 35
 laubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehr-
 facher Eigenschaft darzustellen wünschte: als Menschen
 und Römer, als Naturphilosophen und Dichter. Diesen

alten Vorsatz auszuführen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Übersetzung, sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit vorschreiten, sich selbst klar unser Verständnis
 5 aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Grazios und anmutig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, kommentiert ohne Umschreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dies alles in der Folge umständlich nachzuweisen
 10 sein wird.



Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren

(1822)

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständnisse herangekommen, so sei auch folgendes gegenwärtig ausgesprochen.

In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem
 15 Druck als in den mittleren, denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen, mit denen ich nicht rechten will. Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine, als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend ver-
 20 rufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer im Literaturkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannigfach be-
 25 sonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Gesicht gekommen. Ein tiefsinnender und -fühlender Mann, Barnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang
 30 schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im Gesellschafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr

glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hiedurch am besten zur Sprache bringen und sein eignes Empfinden mannigfach und anmutig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literarischen Konversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich erwiesen, bei dessen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl stattfinden mag, daß guter Wille klar und scharf sieht, indem er das, was geleistet worden, willig anerkennt und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Professor Kayßler zu Breslau stellt in einer Einladungsschrift Platos und Goethes Pädagogik gegen einander; ernst und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdanke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Übereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwidern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Literatur wohl selten zutragen haben, und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst und, indem sie

einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unver-einbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb, ein
 5 Lebenslied einzuschalten, das mir seit seiner mitternäch-
 tigen, unvorgeesehenen Entstehung immer wert gewesen,
 komponiert aber von meinem treuen Wirkens- und
 Strebensgefährten Zelter zu einer meiner liebsten Pro-
 duktionen geworden.

10 Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
 Klein kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
 Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
 Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
 Um Mitternacht.

15 Wenn ich dann ferner, in des Lebens Weite,
 Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
 Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
 Ich gehend, kommend Seligkeiten sog;
 Um Mitternacht.

20 Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
 So klar und deutlich mir ins Finstere drang,
 Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
 Sich ums Vergangne wie ums Künftige schlang;
 Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung von A. F. Zelter

(1822)

25 In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten;
 ich lade meine in Deutschland ausgesäeten Freunde und
 Freundinnen hiedurch schönstens ein, sich es recht innigst
 anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit,
 bei nächtllicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man
 30 lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitter-

nacht, im hellsten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geistreich-anmutiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Duzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeigen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Rätsel sind; daher es denn dem Komponisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identifizieren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüt so manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet sind.



Östliche Rosen von Friedrich Rückert

(1822)

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervortun, die, in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeitlang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf, ich finde ihn aber notwendig und wünschenswert. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede sein soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Göltz bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermannsgeist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Taten und Gesinnungen. Da man aber denn doch im Frieden auch ein-

mal, und wär' es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohnesorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Kompositionen meines Divans hab' ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelterischen und Eberweinischen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückerts oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narzisse, und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Tönen, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerte; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Ghafelen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Vorschlag zur Güte

(1823)

Man hat einen Oktavband herausgegeben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden.“ Nun würde ich raten, ein Gegenstück zu besorgen: „Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden.“

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde sie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten her guten Geruch bringt, sichern Vorteil gewähren.

Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung,

daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der besondern deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht los werden wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet.

Mir selbst würde ein solches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchst interessant sein; denn wie sollt' ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht.

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Tätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.



Gabriele

von Johanna Schopenhauer.

(1823)

Ich las die drei Bände dieses mir längst vorteilhaft genannten Romans mit der größten Gemütsruhe zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauften Himmel, in reinsten, leichtesten Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, lasse ich hier, ohne künstliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreisung noch auf Urteil und Entwicklung kann es hier angesehen sein: der allgemeine Beifall hat uns hierin schon vorgegriffen.

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles

ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse sehr anmutig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerichtig, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Tätigkeit durch den Mann, bei überwiegendem Leiden durch die Frau vorgestellt wird. Diesmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugeteilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmut durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus notwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervortun: aus dem Konflikt des Willens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes Ethisch-Allgemeine verkörpert sich nun im Kontrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannigfaltigt soll es sein. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und webet in der vornehmeren ausgebildeten Welt; die handelnden Personen sind sämtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freisten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmutige, bedeutende, notwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter, ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne. Dabei kam folgendes zur Sprache.

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen

gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existieren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor; gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft; für die dann, bei unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigentümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen; sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch, im Gang der Ereignisse, das Natürlich-Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmutig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemütes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Fazität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Stils. Ein heiteres Behagen teilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologische Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteiſinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmutiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Prinzip, kein verhaßter Charakter; das Lobens- und Tadelnswerte mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Vom alten schroffen, durch Eigensinn und Wahn zuletzt der Berrücktheit nahen Vater bis zur jüngsten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als frische Versucherin auftritt, ohne Wiederholung das Ähnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz

wahr gehalten, wird gefordert, um die tragische Katastrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, seiner eigentümlichen Seltjamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Grazioso in dieser Tragödie und steht den tätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit gibt man der Hauptfigur, als ihrer Individualität angehörig, gerne zu, ja man fordert sie. Die schwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Konvenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannigfaltigkeit des Herkommens der Personen und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neuesten Welt sind das durchwaltende Kostüm; sogar wird die neueste, zarteste, wirksamste Gifart eingeführt.

Fortschritt edler Gefinnung und Handelns, wodurch der Übergang ins wahrhaft Große leicht, ja notwendig wird.

Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche.

Das Problematische, aus Unwahrscheinliche grenzend, beantwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt.

Und so sei eine reine freundliche Teilnahme treulich und dankbar ausgesprochen!

Touti Nameh,

übersetzt von Professor Jken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosgarten.

(1823)

Es wird mit Recht das Papageienbuch genannt; denn der Papagei spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen. Eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ohngefähr erblickten Fremden. Durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sei weniger gefährlich, ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun pußt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr tun und fragt, bei einbrechender Nacht, den dämonischweissen Hauspapageien um Rat, welcher die List erdenkt, durch interessante, aber weitläufig ausgespinnene Erzählungen die Liebestranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dies wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre grenzenlosen Märchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Touti Nameh, von einem Dichter Sijaieddin Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen, indischen Ursprungs, bearbeitet hatte. Davon gibt uns Professor Kosgarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Jken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher, dasjenige, was uns aus dem alten mitgeteilt wird, mit dem neuen zu ver-

gleichen; jenes hat große Fülle, echt orientalisches-poetische
 Vorstellungsarten, die Erzählung ist ausführlich bis zur
 Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig
 abwechselnd und vermannigfaltigt, wir finden die echten
 5 Eigenschaften einer wohl durchdachten, originellen Be-
 handlung.

Die neuere zeigt dagegen, daß die östlichen Völker
 in zweihundert Jahren viel prosaischer geworden und
 sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten
 10 Stoff, dem märchenhaften, von allem Schmuck entblößten
 Gerippe begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar,
 daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs erste
 mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Jken vielen Dank, daß er
 15 dieses Werk vorläufig in die deutsche Literatur einge-
 führt, Interesse dafür erregt und unsern jüngern talent-
 vollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen
 bisher unbekanntem Geschichten nach eigener Weise her-
 vorzutun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen
 20 Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächst
 den Almanachen und Taschenbüchern frischen Sukturs zu-
 führen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer
 motivierten Belobung des ältern Touti Nameh und be-
 25 merken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlich-
 keit zu der Anlage des Ganzen höchst notwendig sei: denn
 wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der
 Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will,
 der muß nicht allein wohl erfonnene, bedeutende, gehalt-
 30 reiche Märchen bereit halten, sondern er muß auch in der
 Ausführung so reich, exuberant, reizend und anregend
 sein, daß die Einbildungskraft, vor solcher Kraft staunend,
 nicht wüßte, wohin sie sich wenden, wie sie alles fassen
 solle. Wie uns ja eine schöne Person, herrlich geschmückt,
 35 noch schöner vorkommt und wir zwischen Gestalt und
 Hülle schwankend hin und her gezogen werden.

Und so gibt das alte Werk, obgleich nur in Prosa
 geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen

Begriff des orientalischen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Überhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das, zum Geburtstags- 5 tag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannigfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen, daß es 10 Nacht geworden sei, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genutzreiche Vorbereitung bald in jedermanns Händen sein und Herr Professor Hofegarten 15 uns baldmöglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersezt geben, wornach uns die drei mitgetheilten Märchen und Erzählungen große Begierde eingeslößt haben.

Volksgefänge abermals empfohlen

(1823)

Meine frühere Vorliebe für eigentümliche Volksgefänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist 20 sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhelet ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Vieder verschiedener Völkerschaften; die Gefänge reichen vom Olympus bis ans Baltische 25 Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten sein, daß mich gar mannigfaltiges Interesse hin und wider zog, aber 30 eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen

Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs oben mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Kontraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildnis und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Übergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Duzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Themas, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch, wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach in den folgenden Heften durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen sein werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersezt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Wiederholte Entschuldigung und Bitte

(1823)

Wiederholte Entschuldigung und Bitte wegen unantworteter Briefe und mannigfaltiger Anträge auf Literatur bezüglich muß ich hier notwendig anbringen.

Gerade zu vorstehenden Einzelheiten bin ich durch gefällige Mittheilungen veranlaßt worden und kann, nach meiner früheren Äußerung, gar wohl auf eben diese Weise fortfahren, zum Vergnügen und Nutzen meiner Gönner und Freunde mit Heiterkeit beizutragen, wie es der Geist 5 und die Gelegenheit gibt.

Was Theilnahme an literarischen Unternehmungen betrifft, bitte ich zu bedenken, wie unmöglich es mir sei, darauf einzugehen; meine höchste Pflicht ist nun meine 10 Thätigkeit immer mehr ins Innere zu ziehen, mich mit geprüften, vieljährigen, gleichgesinnten Freunden immer enger zu verbinden, mit ihnen Gegenwärtiges zu arbeiten, das Vergangene nachzuholen, das Künftige vorzubereiten. Hierzu ermahnt ein nach dem andern herantretendes Jahr immer strenger und strenger. Möge das, 15 was noch zu leisten ist, überall mit Wohlwollen empfangen werden.

Phaethon, Tragödie des Euripides

(1823—27)

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen 20 Fabel angeheftet worden, durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben ins Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Lokalität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der 25

Prolog.

Des Okeans, der Tethys Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops, dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;

Die Glut des Königs aber, wie sie sich erhebt,
 Verbrennt das Ferne, Nahes aber mähtigt sie.
 Dies Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
 Cos, die glänzende, des Helios Rossstand.
 5 Und zwar mit Recht, denn rosenfingernd spielt zuerst
 An leichten Wölkchen Cos bunten Wechselscherz.
 Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
 Der, Tag und Stunden regelnd, alles Volk beherrscht,
 Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
 10 Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
 So sei ihm denn, dem Hausgott unserer Königsburg,
 Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüt.
 Auch ich, der Wächter, ihn zu grüßen hier bereit,
 Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
 15 Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick
 Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Glut,
 Die alles wieder bildet, was die Nacht entstellt.
 So sei denn aber heute mehr als je begrüßt
 Des Tages Anglanz! Feiert prächtig heute ja
 20 Merops, der Herrscher, seinem kräftig einzigen Sohn
 Verbindungsfest mit gottgezeugter Nymphenzier;
 Deshalb sich alles regt und rührt im Hause schon.
 Doch sagen andere — Mißgunst waltet stets im Volk —
 Daß seiner Freuden innigste Zufriedenheit,
 25 Der Sohn, den er vermählet heute, Phaethon,
 Nicht seiner Verdien sei; woher denn aber wohl?
 Doch schweige jeder! solche zarte Dinge sind
 Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

Seite 233, Zeile 1 f. Hier scheint der Dichter durch
 30 einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auf-
 lösen zu wollen; er spricht die Erfahrung aus, daß die
 Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so
 nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber
 die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend
 35 heiß bescheint.

Seite 233, Zeile 3 f. Nicht über dem Ozean, sondern
 diesseits am Rande der Erde suchen wir den Ruheplatz
 der himmlischen Rosse; wir finden keine Burg, wie sie
 Doid prächtig auferbaut; alles ist einfach und geht natür-
 40 lich zu. Im letzten Osten also, an der Welt Grenze,

wo der Ozean ans feste Land umkreisend sich anschließt, wird ihm von Tethys eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächster Nachbar zu betrachten, entbrennt für sie in Liebe; sie gibt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entsprossenen Sohn 5 eine einzige Bitte nicht versagen wolle. Indessen wird sie an Merops, den Herrscher jener äußersten Erde, getraut, und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaethon herangewachsen, gedenkt ihn 10 der Vater, standesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheiraten, der Jüngling aber, mutig, ruhm- und herrschsüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios sein Vater sei, verlangt Bestätigung von der Mutter und will sich sogleich selbst überzeugen. 15

Klymene. Phaethon.

Klymene.

So bist du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaethon.

Das bin ich nicht; doch einer Göttin soll ich nah'n
Als Gatte, dies beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verlaufend seinen Leib um Morgengift. 20

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? dieses fürchte nicht.

Phaethon.

Was mich beglückt, zu sagen warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaethon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der morgens früh die Pferde hergestellt erregt,
Gewedt von Coß, hochbestimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriß. Du aber bist die liebe Frucht. 25

Phaethon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben, was erschreckt?
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Wert,
Wenn dies mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Klymene.

6 Befrag' ihn selber! denn es hat der Sohn das Recht,
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daß unarmend er mir zugesagt:
Dir einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daß Helios
10 Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaethon.

Wie find' ich mich zur heißen Wohnung Helios'?

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren, der ihm lieb.

Phaethon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst!

Klymene.

O glaub' es fest! Du überzeugst dich selbst dereinst.

Phaethon.

15 Genug. Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palast
Rahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
20 Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(Beide ab.)

25 Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh an-
geht; man muß es vor Sonnenaufgang denken und dem
Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum sehr
viel zusammenpreßt. Es ließen sich hievon ältere und
neuere Beispiele wohl anführen, wo das Dargestellte in
30 einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann, und doch
geschieht. Auf dieser Fiktion des Dichters und der Zu-

stimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Ortseinheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor spricht von der Gegend, und was darin vorgeht, ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobei es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeitgesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, weckt mir den König nicht!
 Morgenschlaf gönn' ich jedem, 10
 Greisem Haupt zu allererst.
 kaum noch tagt es,
 Aber bereitet, vollendet das Werk!
 Noch weint im Hain Philomele
 Ihr sanft harmonisches Lied; 15
 In frühem Jammer ertönt
 „Itys, o Itys!“ ihr Rufen.
 Syring-Ton hallt im Gebirg,
 Felsanklimmender Hirten Musik;
 Es eilt schon fern auf die Trift 20
 Brauner Füllen mutige Schar;
 Zum wildauffjagenden Waidwerk
 Zieht schon der Jäger hinaus;
 Am Uferrande des Meeres
 Tönt des melodischen Schwans Lied. 25
 Und es treibt in die Wogen den Rachen hinaus
 Windwehen und rauschender Ruderschlag,
 Aufziehn sie die Segel,
 Ausbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
 So rüstet sich jeder zu anderm Geschäft; 30
 Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
 Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
 Mit Gesang zu begeh'n: denn den Dienern
 Schwillt freudig der Mut bei der Herrschaft
 Sich fügenden Festen — 35
 Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
 Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
 Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
 Den betend ich sonst erschent,

Daß mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sei vergönnt.

Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.

5 Drum tön', o Wehlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaethon;
Her schreiten die Dreie verbunden! O schweig'
Mein Mund in Ruh!

10 Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin gibt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!

15 Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!

Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entspringe,

20 Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihr Rahn gilt,

Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut'
Dies Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund!

Leider ist die nächste Szene so gut wie ganz verloren;
allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herr-
25 lichem Inhalt sein könnte. Ein Vater, der seinem Sohne
ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn, der
seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten
sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unter-
nehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz, und
30 wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht
auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuten, daß, wenn der
Vater zu Gunsten des Ehestands gesprochen, der Sohn
dagegen auch allenfalls argumentiert habe; die wenigen
35 Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen:

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermutung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Sezen wir voraus, daß der Vater den Vorteil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaethon.

Auf Erden grünnet überall ein Vaterland.
Gewiß wird dagegen der wohlhabige Greis den Besitz,
an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen, daß
der Sohn in seine Fußtapfen trete; da könnten wir denn
diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaethon.

Es sei gesagt! den Reichen ist es eingezeugt,
Feige zu sein; was aber ist die Ursach des?
Vielleicht daß Reichtum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen
sein, auf diese Szene folgte notwendig ein abermaliger
Eintritt des Chors. Wir vermuten, daß die Menge sich
hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere
Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahr-
scheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Be-
kannte, Verwandte, Herkömmliche in das Kostüm seiner
Fabel eingeflochten.

Indes nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig
und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg,
seinen göttlichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der
Weg ist nicht weit — er darf nur die steilen Felsen hinab-
steigen —, an welchem die Sonnenpferde täglich heraus-
stürmen; ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir
finden kein Hindernis, uns unmittelbar vor den Marstall
des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammen-
hang verlorne Szene war an sich vom größten Inter-
esse und machte mit der vorhergehenden einen Kontrast,
welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische
Vater will den Sohn begründen wie sich selbst; der
himmlische muß ihn abhalten, sich ihm gleichzustellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes. Wir nehmen an, daß Phaethon, hinabgehend, mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werter, göttlicher Mut und verlangt das Übermäßige, seine Kräfte weit Übersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen: die Anerkennung ist geschehen; der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Toren zugeseh' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich mutmaßen, daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch ins Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaethon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einziger Vorstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist not gemeinem Heil.

Wir vermuten, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sei verhandelt worden. Der Sohn, ungeduldig zuletzt, mag tätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrer, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt!

Es scheint, Helios habe ihn auf rühmliche Taten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu tun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaethon.

Den schlanken Bogen haß' ich, Spieß und Übungsplatz.
Der Vater mag ihm sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen:

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang, wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf den Wagen stehenden Sohn. 5

Phöbus.

So siehst du oben den Äther grenzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Ozeans.

Ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Sibyens meide doch!
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab. 10

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicherweise durch ein Bruchstück benachrichtigt, wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sei und also einem Boten angehöre. 15

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend, rührte die Zügel Phaethon
Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, sie flogen zu des Äthers Höh'. 20
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenroß,
Verfolgte warnend: Dahin also halte dich!
So hin! den Wagen wende diesferwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Vokal nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergibt sich vielleicht am Ende. 30

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung, wie die heilige Ehstandsfeier nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donner- schlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter

zu erfolgen scheint. Sie erholen sich, obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, daß Phaethon, von dem Blitze
 5 Zeus' getroffen, nah vor seiner Mutter Hause nieder-
 stürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich ge-
 stört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen
 lakonischen Hergang und läßt keine Spur merken von
 jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Uni-
 10 versum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen, als
 wenn mit Donnerepolder ein Meteorstein herabstürzte,
 in die Erde schlüge und sodann alles gleich wieder vor-
 bei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns
 glücklicherweise meistens erhalten ist.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den toten Phaethon.)

15 Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
 Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
 Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den toten Sohn! —
 O rasch! Ihr hört ja, wie, der Hochzeit Feiersang
 Anstimmend, mein Gemahl sich mit den Jungfrau naht.
 20 Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
 Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
 O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
 Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
 Das zu verschließen mir alleinig angehört.
 25 O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
 Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
 Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor.

Hymen, Hymen!
 Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir,
 30 Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
 Bringst süßen Verein den Jungfrauen.
 Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
 Dank' ich die heutige Feier;
 Dank auch bring' ich dem Knaben,
 35 Den du hüllst in ätherischen Schleier,
 Daß er leise vereint.

Ihr beide führt
 Unserer Stadt großmächtigen König,
 Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
 Palast zu der Liebe Freuden.
 Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
 Der die Göttin heimführt
 Und auf unendlicher Erde
 Allein als der Ewigen Schwäher
 Hoch sich preisen hört!

5

Merops.

Du geh voran uns! Führe diese Mädchenschar
 Ins Haus und heiß mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
 Mit Festgesang zu aller Götter Preis begeh'n.
 Zieht, Hymnen singend, um das Haus und Festias
 Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
 Gewidmet sein muß — — — — —
 — — — — — aus meinem Haus
 Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

10

15

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
 Den schnellen Fuß; denn wo des Goldes Schätze du,
 Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
 Schwarz aus der Türe Fugen mir entgegen dringt.
 An leg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen steht's,
 Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
 O eile selbst hinein, daß nicht Hephästos' Zorn
 Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
 Aufloht am frohen Hochzeitstage Phaethons!

20

25

Merops.

Was sagst du? Sieh denn zu, ob nicht vom flammenden
 Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Nein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiß meine Gattin, oder weiß sie nichts davon?

30

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
 Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
 Doch du, des Feuers Herrin, o Persephone,
 Und du, Hephästos, schützt mein Haus mir guadenreich!

Chor.

6 O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
 Mein beflügelter Fuß? Wohin?
 Zum Äther auf? Soll ich in dunkeltem Schacht
 Der Erde mich bergen?
 O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
 10 Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
 Ein Reichnam geheim.
 Nicht mehr verborgen bleibt Zeus' Wetterstrahl,
 Nicht die Blut mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
 O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürzt auf dich?
 15 Tochter Okeans,
 Eile zum Vater hin,
 Fasse sein Anie
 Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merops.

O wehe! — Weh!

Chor.

20 O hört ihr ihn, des greisen Vaters Trauertön?

Merops.

O weh! — mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
 Der seiner Augen Tränen nicht mehr schauen kann.

Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den
 25 Reichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht,
 daß der Bote dabei auftritt und nachherzählt, was noch
 zu wissen nötig; wie denn vermutlich die auf Seite 240,
 Zeile 17—23 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — Doch der Liebste mir
 30 Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Nachtrag I.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten 5
Produktionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restaurieren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Götting und Niemer in Jena 10
und Weimar behilflich durch Übersetzen und Aufsuchen der noch sonst mutmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, 15
und ich entschlief mich daher, zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also aus einer Göttingischen Übersetzung der von Ritter Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken, die 20
der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Teil S. 415, hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drei verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere An- 25
deutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesamt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes er- 30
scheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstückeln.

Anfang und Ende sind glücklicherweise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten 35
Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen
 5 Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Alymene, Phaethon. Dem Jünglinge widerstrebt's, eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heiraten, weil er nicht untergeordnet sein will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des
 10 Sonnengottes, sei; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen. Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerksbewegung über Land und Meer, leise Ahnung irgend eines Unheils;
 15 Hausgeschäftigkeit.

Herold. Der die Menge beiseite weist.

Merops, Phaethon. Zarteste Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage
 20 überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden, ohne sich gerade zu widersprechen: der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht verraten werde.

Chor der Festleute sammelt und ordnet sich, wie der Zug vorschreiten soll; dies gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und charakteristischer Bewegung. —

Von hieraus begeben wir uns gern zu dem Kastenorte des Helios.

30 Helios, Cos. Die unruhige schlaflose Göttin treibt den Helios, aufzufahren; er versagt sich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen: wir werden erinnert an den ersten Gesang des Chors.

35 Helios, Phaethon. Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn; letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin. —

Wir wenden uns wieder vor den Palaß des Merops.

Chor der Festleute, mitten in dem Vorschreiten der Festlichkeit Donnerschlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächste Dienerinnen. Phaethons Leichnam wird gefunden und versteckt. 5

Chor der Vorigen. Hat sich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops. Eben diese Funktionen fördernd.

Diener. Brandqualm im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen. Jammer des Mitwissens. 10

Klymene, Leichnam. Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote. Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet, was zu wissen nötig. —

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerten entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen; ich wünsche Glück denen, die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Altertum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist. 15

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäße Weise ergötzt und belehrt. 20

Nachtrag II.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran. Dies bemerken wir bei jener versuchten Restauration des Euripidischen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnisreichen Mannes folgendermaßen vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten, die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen. 25 30

Als am Ende des vorletzten Akts, um nach unserer Theatersprache zu reden, Phaethon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und erträgt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen 35

recht ins Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In
 des irdischen Vaters Hause jedoch gehen die Hochzeits=
 aufstalten immer fort, schon hören wir in der Nähe feier=
 liche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten des
 5 Chors. Nun erfolgt ein Donnerschlag, der Sturz des
 Unglückseligen aus der Höhe geschieht außerhalb des
 Theaters, und in Gefolg oben angeführter Restauration
 wagte man schon folgende Vermutung: „Wir denken uns
 das Phänomen, als wenn mit Donneregepolter ein Meteor=
 10 stein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge
 und sodann alles wieder vorbei wäre; denn sobald Aly=
 mene den toten Sohn versteckt hat, ja sogar inzwischen,
 fährt der Chor in seinem Festgesange fort.“

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben
 15 des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von
 diesem Philosophen wird gemeldet: „er habe behauptet,
 die Sonne sei eine durchglühete Metallmasse, *μῦδρος διά=
 πωρος,*“ wahrscheinlich, wie der aufmerkende und folgernde
 Philosoph sie aus der Esse halbgeschmolzen unter den
 20 schweren Hämmern gesehen. Bald darauf heißt es, daß
 er auch den Fall des Steins bei Nigos Potamoi voraus=
 gesagt, und zwar werde derselbe aus der Sonne herunter
 fallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler
 gewesen, die Sonne in der Tragödie Phaethon einen
 25 Goldklumpen genannt, *χρυσέαν βῶλον*.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht
 vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem
 dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefalle=
 nen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht so=
 30 wohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herab=
 stürzenden brennenden Jüngling die Rede sei.

Man überzeuge sich, daß Phaethon, den Sonnen=
 wagen lenkend, für kurze Zeit, als ein anderer Helios,
 identisch mit der Sonne gedacht werden müsse; daß
 35 ferner Zeus in der Tragödie, die unselige Abirrung un=
 mittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und
 Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen
 enggehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu be=

günstigen, mit dem Blitz alsobald drein geschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend, ob die Sonne selbst oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchsten willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweideutige gewesen sein, um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereignis war von großem theatralischen Effekt und doch nicht abweichend von dem, wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen, wie das Fragment von Markland (Becks Ausgabe des Euripides T. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von *χρυσέα βάλλει φλογί* hielt und darüber von Porson zu Eurip. Drest 971 belobt wurde. Dies kann durchaus der Fall nicht sein, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: *Celebrant Graeci Anaxagoram . . . praedixisse, quibus diebus saxum casurum esset de sole . . . Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.*

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches, und zwar dessen achten Kapitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältnis folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne, dergleichen bei dem Untergang Phaethons niedergefallen sei.

Hieraus ergibt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.



Deutscher Naturdichter

(1823)

Anton Fűrnstein ist gegenwärtig neununddreißig Jahr alt und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Um-
 5 gang mit Studierenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständnis er mit seinen
 10 erworbenen Vorkenntnissen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nötigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen; immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lektüre.

15 Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fűrnstein beitrug. Jedes Mitglied verpflichtete sich, in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier
 20 empfand Fűrnstein den ersten Anreiz, sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebe-
 25 voll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das pol-
 30 ternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

35 Abgesehen wird die gewöhnliche gute Laune Fűrnstains selten getrübt, er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugnis.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Kubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Glend und bezeugte guten Mut, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch muß' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden sein können.

Über solche Talente sagten wir schon an einem anderen Orte folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen; wobei sich denn ihre Produktion, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt.“

Von unserem Fürnstein kann man noch hinzufügen: Alle seine Produktionen schmückt eine gewisse Anmut, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle, und dazu erschien mir nichts Wünschenswerteres, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Ehrendes als Gewerbs- und Handwerkslieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrich VIII. und seiner großen Nachfolgerin,

von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst dem guten Manne ein gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert: ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weitverbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er tätig beginnt und alles, was zu tun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt und diese Reben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem günstigen Himmel und wird von einem jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht tätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedächte die aufsteigenden nennen: sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin.

Justus Möser

(1823)

Gern erwähn' ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Korrespondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, wert, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Möser's hinterlassenen Papieren

entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Äußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Wert haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das 5 ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Überzeugungen beizufügen.

„Über den Aberglauben unserer Vorfahren. 10
Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt und so mancher Schluß zum Nachteil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten 15 dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel 20 ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren oder ihn um so geschwinder wiederzufinden. So sagten sie z. B. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem 25 Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnishilfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise verstreuet 30 hätte, um ihren Kindern oder ihrem Gesinde einen Denkkettel zu geben und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die, zusammengenommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel 35 nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlenen Blick hineinzutun, der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was der-

gleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit einem Worte: sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Tierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde
 5 eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden, die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiöse Vorstellungen zur Hilfe. In der politischen spielt Reineke
 10 Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vorteil versteht und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

15 Origenes sagt, seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Tränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens: beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen;
 20 Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich
 25 gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen unwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wunder-
 30 same reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Asträen zurück-

gekehrt zu sein; der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, seine Rechte durchzusetzen.

Dem Poeten schadet der Aberglaube nicht, weil er seinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrseitig zu Gute machen kann.

5

Die tragischen Tetralogien der Griechen

Programm von Ritter Hermann. 1819.

(1823)

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geleugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemut zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

10

15

20

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweiten Klytännestra und Megisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Muttermörder durch das athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deshalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen sein.

25

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmütig, wie sich denn

der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes grenzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach
 5 immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? sollte er nicht klug zu seinem Vorteil brauchen, daß er es mit
 10 einer leichtsinnigen Gesellschaft zu tun hat? Er gibt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine
 15 Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden
 20 Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig sein, das zweite durch Chor und Gesang Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen, das dritte darauf durch Außerlich-
 25 keiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen sein durfte, als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichnis zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener
 30 ersten Art an Schillers Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu übersehen und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach, selbst gegen seinen Willen, in mehrere Teile. Der Emp-
 35 findungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige, heitere Satyrstück, das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrtum, wüste Leidenschaft nieder-

gehalten, indes zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet. Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf
5 nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig Unzusammenhängendes auf einander glücklich und glücklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die
10 Alpen begeben und uns die italienische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation als Zuschauermaße denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drei Akten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Abtheilun-
15 gen erschienen zwei Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst: das erste heroisch, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Akt der Oper, so anständig
20 einhersehreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugtuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sahen,
25 in etwas mäßigeren Verhältnissen, Goldonische dreiaktige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweiaktige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit ein-
30 ander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Akt der Komödie die bekannt-beliebte Ouvertüre der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben so ließ man sich nach dem glänzenden Finale dieses Singaktes den zweiten Akt des prosaischen Stückes gar wohl gefallen. Hatte nun
35 abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Akt des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit

vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, kompromittirt durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun alles, was er von Talent hatte, zusammen und leistete, durch die Überzeugung, seinen Zuschauer im besten Humor zu finden, selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beifall erscholl beim Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abteilung gerade die Wirkung tat wie der vierte Abschnitt der Tetralogien: uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Pandin.

(1823)

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters Novemberheft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Übertragung mich um so mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarnmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sei ein Gedicht, aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestieren, und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnötig sein dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage Lieder des Volks, d. h. Lieder, die

ein jedes Volk, es sei dieses oder jenes, eigentümlich bezeichnen und, wo nicht den ganzen Charakter, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sei es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre. 5

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sei auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. 10
Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigt wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee, wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, notwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestiert, geht, 20
eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Wert mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre; 30
das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quixote von Cervantes. Das, was im höheren Sinne daran zu mißbilligen sein möchte, verantwortete der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwei Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig 35

abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige, der auch darin weiß und wirkt, sich immer gequetscht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödlich, sondern man muß am Ende lächeln, und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich sie nennen will, eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf, beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen grenzen durchaus ans Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spatz ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis ins Absurde, ohne deshalb den erhabenen Ursprung zu verleugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie; sie hat zugleich etwas Schelmisches neben dem Großen, und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber entweder durch irgend eine Vermittelung und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Wunsch und freundliches Begehren

(1823)

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die

Haude- und Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile, das Theater betreffend, ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzu-
 rühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander
 einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unter-
 scheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück
 die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und, wie er
 von sich selbst sagt, „aufmerksam das Ganze und Einzelne
 beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich
 zu reproduzieren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich
 Gegenwärtigen vergleichen zu können“.

Und wirklich, er ist zu beneiden, daß er, das Theater
 in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und
 durch schauend, das Maß der Annäherung an die Rolle,
 der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und ein-
 sehend, noch mit so jugendlicher frischer und unbefangener
 Teilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt
 man es wohl, so hat diesen Vorteil jede wahre reine
 Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen
 gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige
 Treffliche vor ihr neben einander steht und dadurch ein
 sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt,
 welchen auch mangelhafte, mißglückte Versuche nicht zu
 verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor
 uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant,
 die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man be-
 wundert die Kunst, zu beschleunigen und zu verspäten,
 zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redakteur
 ausübt nach dem Interesse der Partei, der er zugetan
 ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im
 ästhetischen Sinne zu statten, indem wir, bei früher ein-
 tretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den
 letzten Tag den Theaterartikel wieder durchlasen, aber
 freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun
 würden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug,
 das Ganze wieder teilweise vornehmen, die Konsequenz,

die Bezüge der Überzeugungen, das Abweichen derselben, bei wieder abnehmenden Tagen, studieren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich, diesen Voratz durchzuführen zu wollen; wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deshalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Lettern auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich, der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Produktionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, notwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmut zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madam Neumann; sie tun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerinnen selbst. Oft spiegeln sich auch alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben, den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist, jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler, seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken, durch Übung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen und wie der sogenannte Konversationsston zuletzt in ein unverständiges Mummeln und Bispeln ausgelaufen, so daß man von den Worten des Dramas nichts mehr verstehen können und sich mit einem nackten Gebärden-
spiel begnügen müssen. 5

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und zeigt, wie auf dem Wege, welchen Wolffs, Devrients, Sticks wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sei und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse. 10 15

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden! 20

In dem vierzigsten Stück und folgenden der Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten finden wir unsern Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urtheil abermals recht anmutig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt sein. Ubrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht, zu reden, und wenn gar niemand seiner Meinung wäre. 25 30

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert, wie über das Theater, auch über das Publikum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewissen Bedingungen raten. Das lebende Publikum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder ins Bette. 35

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere sein werden.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

(1824)

5 Ein geprüfter anerkannter Dichter der besten Art fühlt sich humoristisch geneigt, zum Ostwinde gesellt jene leidigen Nebel zu zerstreuen, welche die sinnig-geistigen Regionen Deutschlands zu obskurieren bei dem niedrigsten Barometerstand sich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht
10 ganz, den Horizont zu reinigen, so hat er doch wenigstens das düstere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abschneien oder sich selbst verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menschenverstandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt.
15 Danken wir ihm dafür aufs herzlichste, bemerken aber zugleich, daß er, uns diese Wohlthat erzeigend, auch gegen sich selbst eine schöne Pflicht erfüllt; denn er konnte sich wohl sagen:

Tunc tua res agitur, paries dum proximus ardet.

Cain, a Mystery by Lord Byron

(1824)

20 Nachdem ich über genanntes Werk fast ein Jahr lang das Wunderbarste mir hatte vorsagen lassen, nahm ich es endlich selbst zur Hand, da es mich denn zum Erstaunen und Bewundern aufregte — eine Wirkung, die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfäng-

lichen Geist ausüben wird. Gern sprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu sagen; allein je tiefer man in das Werk eines solchen Geistes hineindringt, desto mehr empfindet man, wie schwer es sei, es in sich selbst, geschweige für andere zu reproduzieren, und vielleicht hätte ich, wie über so viel anderes Treffliche, geschwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzose, Fabre d'Olivet, übersetzt gedachtes Stück in reimfreie Verse und glaubt es in einer Folge von philosophisch-kritischen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun ist mir zwar diese seine Arbeit nicht zu Gesicht gekommen, allein der Moniteur vom 30. Oktober 1823 nimmt sich des Dichters an, und indem er über einzelne Teile und Stellen völlig in unserem Sinne sich ausdrückt, so weckt er unsere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geschehen pflegt, wenn wir unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen endlich eine ansprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden lassen. Wir hören den Sachwalter selbst, indem er sich folgendermaßen ausspricht.

„Jene Szene, welche sich bis zu Kains Verfluchung durch Eva hinauffteigert, zeugt, unseres Bedünkens, von der energischen Tiefe der Byronischen Ideen; sie läßt uns in Kain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.“

„Der Übersetzer fragt hier, woher wohl der Dichter sein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten: aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Kleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von grenzenlosen Leidenschaften, aufstellt.“

„Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannigfachen Regungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, sich, wenn es gleich eine erst entstandene Welt

und die allererste Familie galt, an der Wahrheit ver-
sündigt oder sie nach Belieben überboten zu haben. Er
schildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen
sie in ihrer Schönheit und ursprünglichen Reinheit mit
5 hinreißender Farbenfrische zu malen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünschung,
die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das
Meisterstück der Vollkommenheit und Unschuld; schon
hatte sie vom Versucher jene vergifteten Gärungstoffe
10 empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Ge-
fühle, die der Urheber des Lebens zu so viel besserem
Zwecke bestimmt hatte, für immer entadelt wurden; schon
war jene reine, süße Selbstzufriedenheit in Eitelkeit
übergegangen, und eine vom Feinde des Menschen-
15 geschlechts aufgeregte Neugierde, zu unseligem Ungehorsam
hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und ent-
stellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wütenden
Verwünschungen gegen seinen Mörder Cain, erscheint
20 höchst konsequent mit sich selbst, so wie sie nun einmal
geworden. Der schwache, aber schuldlose Abel, in wel-
chem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner
Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerz-
lich das demütigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain
25 dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze ge-
erbt und jene Stärke, die Adam verloren, bewahrt hat,
reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe
auf einmal in ihr auf; tödlich verwundet in dem Gegen-
stand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz
30 keine Grenzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner
Sohn ist. Einem so kräftigen Genie wie Lord Byron
kam es zu, dies Bild in fürchterlicher Wahrheit auszu-
malen; so mußte er es behandeln, oder gar nicht.“

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses
35 Wort wieder aufnehmen und, was vom Besondern ge-
sagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord
Byron einen Cain schreiben, so mußte er ihn so be-
handeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen, es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens noch Unpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der, über alle Begriffe, das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegrenzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberslieferung; indem er nun das erste Menschenpaar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Ains, als des Repräsentanten einer ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißnutigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Urfohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen, und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger, solches mit einem ganz unbekanntem Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschenohne aufgebürdet worden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmut des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis ins Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wunderbar durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein

und wichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter, obgleich nicht schlimmer, als er war; und da er im Familienwesen alles findet, wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nötigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht, als daß die Szene, in welcher Abel umkommt, auf das köstlichste motiviert ist; und so ist auch das folgende gleich groß und unschätzbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod! von dem so viel die Rede war, und das Menschengeschlecht weiß eben so wenig davon als vorher.

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durchs ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht, daß der Dichter also sich auch in diesem Punkte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Szene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Cain flucht, die unser westlicher Nachbar so trefflich günstig heraushebt, bleibt uns nichts zu sagen übrig, wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in Hochschätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: Alles, was religiös und sittlich in der Welt gesagt werden könne, sei in den drei letzten Worten des Stücks enthalten.

Zum Andenken Byrons

(1824)

Man hat gewünscht, einige Nachrichten von dem Verhältnis zu erlangen, welches zwischen dem leider zu früh abgeschiedenen Lord Noel Byron und Herrn von Goethe bestanden; hievon wäre kürzlich so viel zu sagen.

Der deutsche Dichter, bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig

und rein anzuerkennen, indem er dies als das sicherste Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete. 5

Hier war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Produktionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die diesseitige frohe Teilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch eine leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen ein so geistreiches als grenzenloses Hervorbringen sich selbst, und seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmert. 10 15

Der deutsche Bewunderer jedoch, hiedurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben und Dichten in aller seiner Exzentrizität, die freilich um desto auffallender sein mußte, als ihresgleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zu Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen. 20

Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernahmen ließ. 25

Sodann aber folgte überraschend, gleichfalls durch Vermittelung, das Originalblatt einer Dedikation des Trauerspiels Sardanapalus, in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte. 30

Der deutsche, mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Äußerung eines trefflichen, hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden, unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; 35

auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verspätung, Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographierten Faksimile, zu höchst werthem Andenken.

5 Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Trauerspiel Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirne führt.

10 Hiernach wird man denn wohl dem deutschen Dichtergreife zutrauen, daß er, einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszusprechen, von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen
15 Zeitgenossen durchdrungen, von welchem teilnehmenden Gefühl für ihn er belebt sei. Aber die Aufgabe fand sich so groß und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat; denn was soll man von einem Erdgeborenen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort
20 nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm und auf einem kleinen Blatte wenig eigenhändige Worte
25 des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannigfaltigen Kräfte an erhaben-gefährliche Taten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht
30 geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

35 Wie soll ich dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
 Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen,
 Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
 Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr
 daselbst, schon war der treffliche Freund abgesehelt und
 schien einem jeden schon weit entfernt; durch Stürme
 jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das
 herzlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augen-
 blicke seiner Abfahrt, den 22. Juli 1823, mit einem reinen,
 schön gefühlten Blatt erwidern zu können, als wertestes
 Zeugnis eines würdigen Verhältnisses unter den kost-
 barsten Dokumenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und
 rühren und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen
 mußte, so erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ab-
 leben des hohen Schreibenden den größten schmerzlichsten
 Wert, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und
 Dichtermwelt über seinen Verlust für uns leider ganz ins
 Besondere schärft, die wir nach vollbrachtem großen Be-
 mühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glück-
 lich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten
 Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Überzeugung, daß seine
 Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden,
 tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit
 erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen
 und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch
 welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten
 hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen,
 wogegen der staunungswürdige Ruhm, zu dem er sein
 Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlich-
 keit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar
 bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer
 Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen
 stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.



Die drei Paria

(1824)

Bemerkenswert ist es, daß in neuerer Zeit der Variakaste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt, wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod, sich selbst zur Göttin erhoben.

Von dem deutschen Paria in einem Akte und seinen Verdiensten haben wir soeben Rechenschaft erstattet; er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie Paria, in fünf Akten, hat dies mehr als tragisch-grausame Motiv von der energischen Seite genommen. Ein Paria Vater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser, zu Jünglingsjahren herangereift, tatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Brahminen Herrschaft zu zerstören droht, tut sich hervor, siegt, und der Oberbrahmin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Helden gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vorteilhaft findet, bei sinkendem Ansehen mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die Neigung, und ein Eheband wird beschloffen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtsein gewaltfam hervor, und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseliger Weise der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr

sagen wir nicht, weil ein jeder, der Literatur zu schätzen weiß, dies sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat oder es zu lesen begierig sein wird.

Nach dieser doppelten ins Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustands wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, zu Anfang des vorigen Heftes abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria, der seine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird. 10

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Kaste eine selbsteigene Gottheit, in welcher das Höchste dem Niedrigsten eingimpft ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt. 15

Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hie und da hervortun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist. 20

Frithiofs Saga

(1824)

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165 (1822) eine neue Behandlung jener kühnen frischen nordischen Überlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helwig mit Glück übersehten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jedermann zugänglich, und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt. 25

I.

Frithiof und Björn, zwei kühne Seehelden, werden tief im Winter durch Eis ans Land getrieben; 30

dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, namens King, der Frithiofs Braut, Ingeborg, sich früher an-
gemafst hatte. Der Seeheld, von unbezwinglichem Ver-
langen getrieben, die Geliebte noch einmal zu sehen,
5 geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen
nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hilfs-
bedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn,
aufgeregt beweist er seine Kraft, und aus der rohen
10 tierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der
alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die
Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königin
haben ihn erkannt, tun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im
15 Schlitten auf's Eis, bricht ein und wird vom Fremdling
errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die
Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freie; man verfolgt das
Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen
20 in den Schoß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt
in den Birkenzweigen und treibt ihn, den König zu er-
morden; ein weißer Vogel rät ab. Frithiof wirft sein
Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem
Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof
25 Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinter-
listig zu ihm gekommen sei; sodann zeigt er sich mäßig
und wohlwollend und vermachet, in Erwartung eines
baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt, daß ihn die Götter
30 hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg
geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher
Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Dar-
über kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem

Vorsatz, wieder aufs Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. — So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgeteilte Romanze gibt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhallaesaal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschlebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranzührend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seien, dürfen wir unsern mit dem Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser aufs eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Übersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinne und Ton vollständig erhalten. Nur das wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen, wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegenkommt.

VI.

Die Königswahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürst Ring ist tot; bevor nun steht
Die Königswahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;

Und heben wohl das Schwert zu zwein,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort setzt das Mägdelein schlanke
Mit emsigem Sinn
5 Und schaut errötend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond in Blut! —
10 Heil dir, du ehrner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall bist du im Krieg,
Des Stimm' im Rat.

15 So sammelt sich bei Schildgetön
Die Schar im Feld
Zum offenen Ring, der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

20 Hoch ragt dort Frithjof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königssohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
25 „Ein Kind ist's dort,
Das Männer nicht zu führen weiß
Mit Fürstenwort.“

Doch Frithjof auf das Schildrind schwang
Das Kind sogleich:
30 „Schaut! — von der Eiche, die da sank,
Grünt hier ein Zweig!

„Erkennt im holden Kindesbild
Den Stamm so hehr;
Er fühlt so leicht sich auf dem Schild
Wie Fisch im Meer.

„Ihn schützen will ich vor Gefahr,
Sein Reich und Land,
Und setz' ihm einst Kings Kron' aufs Haar
Mit eigener Hand.

„Forsete, Baldurs hoher Sohn!
Ich rufe dich
Zum Zeugen: weich' ich je davon,
Zerschmettre mich!“ —

5

Der Knab' indes auf blankem Stahl
Saß stolz vertraut,
Dem jungen Nar gleich, der zum Strahl
Der Sonne schaut.

10

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit eins im raschen Mut
Zur Erde sprang.

15

Da laut rief's aus der Schar vom Ding,
All gleich gesinnt:
„Dich küssen wir! Werd' einst wie Ring,
Du Schildeskind!“

20

„Und bis du groß, soll dieser dir
Zur Seite stehn.
Zarl Frithiof, dir vermählen wir
Die Mutter schön.“

Doch der schaut finster drein und spricht:
„'s ist Königswahl,
Nicht Hochzeit heut' — die feir' ich nicht
Nach fremder Wahl.

25

„Zum Zwiesprach muß ich jezo gehn
In Baldurs Hain
Mit meinen Nornen, denn sie stehn
Und warten mein.

30

„Ein Wort mit jenen Schildjungfraun
Hab' ich im Sinn,

Die unterm Baum der Zeiten baun
Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
Und klarem Blick —
Nur er, der mir die Braut geraubt,
Gibt sie zurück.“

Rüßt drauf die Stirn dem Königssohn,
Und, stumm entlang
Der Heide, fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

Biographische Denkmale, von Barnhagen von Ense

(1824)

Mit vielem Vergnügen hab' ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarchs Zusammenstellung ähnlicher Lebensweisen; jedoch beziehen sich die drei hier aufgeführten Personen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neu-
hof, sind eigentlich höchst mannigfaltige Variationen
desselben Themas. Zwischen dem funfzehnten und sech-
zehnten Jahrhundert wären sie als Condottieri, als kühne
Miethelden aufgetreten; zwischen dem siebzehnten und
achtzehnten wird ihr Betragen milder, sittlicher, und selbst
der Eigennuß nimmt einen edleren Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie, bald da, bis er Gelegenheit findet, der Republik Venedig
große Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Ver-
trauen, so wie durch Ehrendenkmale und ein reichliches
Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverän, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes

und der Tatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht, und uneigennützig-großartig zieht er sich ins eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbständig und unabhängig zu sein und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nötig, um für einen voll-⁵kommenen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier, sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm ein-¹⁰geborenen königlichen Formen bis ins tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im übrigen darf man von dem Ganzen sagen: die Weltübersicht ist rein und sicher, der Vortrag ernst und einfach; andere mögen anderes daran rühmen.¹⁵

Mich aber berührte das Werk ganz eigentümlich, da jene drei Helden gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens Eintritt heran, zwei in meine Tage hinein, verharreten und wirkten.

Schulenburg starb 1748, Theodor 1756, Bückeberg²⁰ 1777. Ich las also hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis ins Jünglingsalter heran, als Weltmärchen im allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburgs ereignete sich ungefähr gleich-²⁵zeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwei große Blätter, eins von Pitteri mit Fertigkeit des Grabstichels nach Franz Rusca³⁰ gearbeitet, einem Bildnißmaler, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand; das andere jenes in Korfu ihm errichtete statuarische Denkmal vor-³⁵stellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohl Gebildeter, frei Gewachsenener, kühn Beweglicher sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein, er ward mir durch Zeitgenossen in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderbarlich erscheinen!

Theodors Tod fiel mit dem Erdbeben von Vissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zusammen; auch er mußte im Tagsgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen, und niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach seinem Tode die Wirkungen, zu denen er den ersten Anstoß gegeben hatte, über die ganze Welt sich aufrollen würden. Denn Pascal Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Korsikaner von der Einwirkung Genuas zu befreien; da denn bald darauf die Lust, sich selbst zu regieren, auf die nordamerikanischen Kolonien überging und, als es dort so wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sei daher im allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart grenzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühesten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vorteil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.



Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Kochlit

Erster Band.

(1824)

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urteilen, den Einfluß aus-

sprechen, den sie auf mich haben mochten. Und im Grund ist dies doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publikum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere 5
Wißbedürftige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der eine wird gerührt, wo der andere kalt bleibt; deshalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich aus- 10
führlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halbverklungenen Gefühle sich wieder entwickelten 15
und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirektors, durch Teilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange 20
des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung; man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich, in einiger Zeit ganz wieder von Händelscher Geistesgewalt durchdrungen zu sein.

Die Biographien Hillers und der Schmechling-Mara 25
taten mir sehr wohl und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung, lebt die Jugend immerfort entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne 30
gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Diesmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt nach undeutlichen 35
Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er

mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Demoiselle Schmebling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien: Sul terren piagata a morto etc. und Par che di giubilo etc. aus Hassens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesen und den übrigen anmutig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich teilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen, gefügt. Von der ersten Zeit an erscheint er als rein wohlwollender Beobachter, und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur, was sich aussprechen läßt, und spricht es gut aus; zu seinem größten Vorteil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern: denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Produktionen, die man als Blüten einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von jedermann gekannt und werden auch in einer neuen konzentrierten Ausgabe, die unter dem Titel: „Auswahl aus Fr. Kochlitz' sämtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff.“ erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngeren Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wunder-
samsten Produktionen zu gedenken, die sich vielleicht je,
man darf wohl sagen, ereignet haben. Es ist das
Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden
Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünst- 5
lers vereint hervortreten und zugleich sein rein ruhiger,
zusammengenommener Charakter sich bewährt, wie der
eines Schiffers im Sturm, aufmerksam geschäftig, obgleich
beängstigt, sich gar löblich hervortut.

Das Bedürfnis unseres Freundes, Ereignisse zu be- 10
obachten, seine Gedanken durch Schrift, seine Empfin-
dungen musikalisch auszudrücken, wird uns dadurch er-
halten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte,
Desultorische der überdrängtesten Augenblicke — von ge-
fahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente 15
zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um
Gedanken und Anschauungen zu fixieren — ist einzig;
mir ist wenigstens nichts Ähnliches bekannt. Diese be-
wußte Bewußtlosigkeit, dieses unvorsätzliche Betragen,
diese bedrängte Tätigkeit, diese nur durch Wiederkehr zu 20
gewohnten, geliebten Beschäftigungen gesundene Selbst-
hilfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß er-
haschte Wiederherstellung schon genügt, um größeren
Leiden mit unverlorner Selbständigkeit wieder entgegen-
gehen zu können — alles dieses ist ein Dokument für 25
künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs und der
Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutschen
nach langem Druck sich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir besonders war dieses Tagebuch von großer
Bedeutung, indem ich gerade in denselbigen Stunden 30
noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer
ängstlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geschäften nach-
ging, oder vielmehr im Theatergeschäft den Epilog zu
Esser schrieb, in welchem die merkwürdigen propheti-
schen Worte vorkommen: 35

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!



Don Alonzo, ou l'Espagne

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy.
IV Tomes. Paris 1824.

(1824)

Ein merkwürdig historischer Roman! — Diese Art Schriften standen sonst nicht im besten Ruf, weil sie gewöhnlich die Geschichte in Fabel verwandelten und unsere historische, mühsam erworbene, reine Anschauung durch eine irgeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben, man sucht der Geschichte nicht sowohl durch Fiktionen als durch die Kraft dichterischen Bildens und Darstellens zu Hilfe zu kommen und sie dadurch erst recht ins Leben einzuführen. Dieses ist nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, sie, durchaus rein historisch porträtiert, ihrem Charakter gemäß handeln läßt, die Gestalten der Umgebung sodann nicht sowohl erfindet als zeitgemäß zu bilden versteht, so daß die sittlichen Eigenschaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen symbolisiert, diese aber durch allen Verlauf und Wechsel so durchgehalten werden, daß eine große lebendige Masse von Wirklichkeiten sich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meister in diesem Fache; er benutzte den Vorteil, bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverschollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunstreich aufzustellen und so seinen kleinen halbwahren Welten Interesse und Beifall zu verschaffen.

Der nun auftretende Gallier ist schon kühner, er webt und wirkt in den neuesten Zeiten. Wenn er also namhafte Personen porträtiert, so kann ihm die Tagsgeschichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, so lassen sich diese auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unsere Zeitgenossen überall denken und han-

deln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein so großes Werk wie Alonzo seinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine sehr schwierige Arbeit, die unseres Amtes nicht ist; früher oder später, im Original oder Übersetzung, wird das Werk allgemein gelesen werden. Wie reich sein Inhalt sein müsse, ergibt sich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Personen, das um so nötiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen uns eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann. Daher wird jeder Leser gern, wie der Zuschauer eines personenreichen Schauspiels, diesen Anmeldezettel öfters zu Rate ziehen.

Alonzo. Historischer Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, Reisender, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Grenze.

Don Geronimo, Alcalde von Urdax, zugleich Wirt einer geringen Herberge.

Donna Uraca, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studierender.

Francisco de Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichts.

Pater Procurator, ein Dominikaner.

Antonio, Betturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnißvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Konstitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.

Madame Gixiart, Wirtin zu Ainhoa.

Personen des Manuscripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Karl III. beginnt, 1788.

Don Luis, entlassener Offizier.

Donna Leonor, dessen Gemahlin.

Alonzo.

Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquise von C. } Kinder.
Pablo.

6 Fray Isidro, Inquisidor von Mexiko.

Karl IV., König von Spanien.

Maria Luise, Königin von Spanien.

Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.

10 Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Betturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.

15 Fray Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.

Commissarius zu Salamanca, Hauswirt des studierenden Alonzo.

Donna Engracia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

20 Margarita, Dienstmagd.

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

Don Juan, Herzog von L., vormalig als Baron von N. Gouverneur von Havanna.

25 Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeoffizier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme L., vornehmer Wüßling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von D.

Donna Matea, seine Gemahlin.

30 Aldouza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Jnes, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

35 Don Dforio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf von K., Günstling des Günstlings.

Sor Maria de los Dolores, Äbtissin, Witwe des Bruders vom Marquis von C.

Kondukteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo de Kativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Osterreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnisvoller Offizier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in Amerika belohnt.

Der Prälat Isidro. Siehe oben.

Hiermit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke, da er nach Amerika in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der Neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Teilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushilfe übernahmen wir die Bemühung, vorstehendes Verzeichnis auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks gerät, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß vier Personen, was ihnen begegnet ist, erzählen: der Reisende, der Verfasser des Manuskripts von Linhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vorteil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Karl des III. (1788) an bis auf den nächstheutigen Tag durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hinter einander, sondern über einander geschoben vorgelegt, worin wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer beim Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Übersicht über die laufenden Welt- händel mit Beifall begrüßen. Wir sehen, wie er, als

Dichter und Redner, einen jeden für seine Partei und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlich-
 5 tende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird zum Beispiel anfangs von jedermann auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen; wie er aber persönlich auftritt, ein Gesecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heer-
 10 führer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines solchen Wertes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken; der Constitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Débats ergreift eine der mißwollenden
 15 Kritik nicht fremde Manier, den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenschaften, versichert, das Werk sei schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen sei es lobenswürdig, das
 20 Ganze aber müsse kassiert und umgeschrieben werden.

Nachdem aber nun der Rezensent eine ganze Strecke vorwärts geschritten, so wird er zuletzt wie Bileam seinen Fluch mit Segnungen abzuschließen vom guten Geiste genötigt; wir teilen die merkwürdige Stelle und zwar
 25 im Grundtexte mit, da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Übersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connois pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs
 30 de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignements précieux sur quelques parties
 35 des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son

sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein solches Zeugnis, das der Parteischriststeller einem von der Gegenseite zu erteilen genötigt ist, finden wir freilich aller Ehren wert und acceptieren es aufs höflichste; doch sagen wir zugleich: so schön und bedeutend auch die zugestandenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, denjenigen Vorzug, worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich die Pietät, die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüt und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsre Reinerer abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise beiseite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sei fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns diesmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb sagen wir nur kurzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtllichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen kultiviert, zur Tätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohltäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere und somit gegen Grund und Boden, Land

und Stadt; sie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig sagen; deswegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui agrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserm Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt sein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüt mit seinem Zustande versöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.



Über die Parodie bei den Alten

(1824)

Wie schwer es ist, sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Aufgabe so gestellt ist, daß man sich in höhere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Versuchen. 5

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sei. Ich will hier nur an den Euripidischen Herkules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte. 10

In jenem Bestreben — es sind nunmehr gerade fünfzig Jahre — bin ich immer fortgeschritten, und auf diesem Wege habe ich jenen Leitsaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für bar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Antizipationschein sollte angesehen werden. 15 20

Höchst verdrießlich war ich daher, zu lesen und zu hören, daß über den herrlich überschwänglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrensposse sei gegeben worden. Wie mir aber gelang, mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen, sei hier gesagt, ob es vielleicht auch andern fromme. 25

Die Griechen, die als geselliges Volk gerne sprachen, als Republikaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfnis geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, 30

der auf einer fingierten Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorzuführen und das Für und Wider verschiedener Parteien durch Hin- und Wiederreden kräftig auszusprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels
 5 zum höchsten Vorteil seiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen, obgleich imaginären Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigsten Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen ebenfalls im
 10 großen Stil zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Überraschendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenlosen wendet sich der Gebildete mit Abscheu weg; aber er wird in Erstaunen gesetzt, wenn es ihm dergestalt gebracht wird, daß er es
 15 nicht abweisen kann, vielmehr solches mit Behagen aufzunehmen genötigt ist. Aristophanes gibt uns hievon die unverwerflichsten Zeugnisse, und man kann das Gesagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen dartin, wenn man nur auf die künstliche Rede des gebil-
 20 deten Ulysses hinweist, der doch den Fehler begeht, nicht zu denken, daß er mit dem rohesten aller Wesen spreche; der Kyklope dagegen argumentiert mit voller Wahrheit aus seinem Zustande heraus, und indem er jenen ganz entschieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird
 25 durch die große Kunst in Erstaunen gesetzt, und das Unanständige hört auf, es zu sein, weil es uns auf das gründlichste von der Würde des kunstreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns also bei jenen als Nachspiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Possen- und Frazenstück nach unserer Art, am wenigsten aber eine Parodie und Travestie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verse verleiten könnten.

Nein, bei den Griechen ist alles aus einem Stücke, und alles im großen Stil. Derselbe Marmor, dasselbe Erz ist es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist, der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und ins Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Hohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen teilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwert nach in gleicher Linie mit den tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise gibt, die durch alles, was von den Griechen ausgegangen, hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art wie bei den dramatischen Dichtern finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Syssipus' Zeiten, hat sich soeben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Tätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Raub niedergesetzt, die Flügel angegeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Stil gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln er-

freien und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida; auch hier ist weder
6 Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenstände einander gegenüber gesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitfinn. Das griechische Gedicht im hohen Stil, sich selbst darstellend, nur das Notdürftige bringend und sogar in Beschreibungen
10 und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Urüberlieferungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-Dramatische.

15 Hierbei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten, schon zur Prosa herabgezogenen, nur halb dichterischen Erzählungen nicht verleugnen kann.

20 Doch auch so ist es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Ernst, ein eben so entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere
25 Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen werden.





Anmerkungen



Über den Plan eines Iyrischen Volksbuches (S. 3—6).

Zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ 1889/90 Heft 1, Sp. 70—72; danach Goethe-Jahrbuch XI, 214 ff.; vgl. XIV, 234 f.

Die „Annalen“ 1807 (Bd. 30, S. 232, 24 ff. 463) gedenken des Planes, Eckermann (Goethe-Jahrbuch IV, 359) meldet von dem Schema des Volksbuches in Goethes Nachlaß. Professor F. J. Niethammer, früher in Jena mit Schiller freundschaftlich verbunden und philosophischer Berater Goethes, seit 1803 in Würzburg, dann in Bamberg und in München, legte 1808 der bayrischen Regierung den Plan „eines Nationalbuches als Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation“ vor und bezeichnete Goethe und J. G. Voß als die einzigen, die einen solchen „Homer der Deutschen“ schaffen könnten. Er wurde beauftragt, bei Goethe anzufragen. Das Tagebuch vom 8.—19. August und 13. September 1808, dann Goethes Briefe an Niethammer vom 8. und 19. August 1808, 7. April 1809 bezeugen Zu- und Abnahme von Goethes Interesse und Hoffnungen. Am 19. August ging der Aufsatz nach München ab. Er hängt enge mit den Erwägungen zusammen, die „Des Knaben Wunderhorn“ in Goethe wachgerufen hatte (vgl. Bd. 36, 247 ff. u. Anm.).

Seite 4, Zeile 3 ff. Vgl. Bd. 36, S. 239, 34 ff.

S. 5, Z. 20 ff. Der später vielfach erwogene Gedanke einer deutschen „Weltliteratur“. Vgl. Bd. 38, S. 97, 14 f. und Einleitung Bd. 36, S. XVIII ff. 35. „Alphabete“: vgl. Bd. 36, S. 220, 3 und Anmerkung.

Leipziger Theater (S. 6—8).

Zuerst in der Quartausgabe Bd. 2, Abt. 2 (1837), S. 644 f. Nicht verwerteter Entwurf zu „Dichtung und Wahrheit“ Buch 8 (Bd. 23, S. 116, 25 ff.). Vgl. W. Herrmann, Goethe-Jahrbuch XI, 185—193.

6, 12. Heinrich Gottfried Koch (1703—75) hatte auch schon

vor der Eröffnung des neuen Theaters (6. Okt. 1766) während der Messen in Leipzig Aufführungen veranstaltet. 16. Johann Elias Schlegels steife Dramatisierung des Arminius, 1743 in Gottscheds Schaubühne veröffentlicht. 25 f. Vgl. Bd. 10, S. VII. 29. „Krispin“: wahrscheinlich in Destouches' „Neugierigem“. 31. Johann Gottfried Brückner (1730—86), seit 1753 die erste Kraft von Kochs Truppe.

7, 2. Karoline Elisabeth Steinbrecher, Nichte Ekhs, freierte 1756 Lessings Sara in Leipzig, Emilia 1772 in Berlin. 3. Johanne Christiane Starke (1731—1809) spielte Mutterrollen (Lessings Claudia). 6. Karoline Schulze (1745—1815), 1768—77 mit Bankbuchhalter Kummerfeld in Hamburg verheiratet, zuletzt in Weimar, wo sie einst unter Bellomo gewirkt hatte, als Leiterin einer Nähsschule tätig, in Helene Böhlau's „Ratsmädchengeschichten“ (1888) künstlerisch verklärt. Vgl. Bd. 3, S. 51 „An Personen“ Nr. 11. Goethe-Jahrbuch XV, 221; Zeitschrift für den deutschen Unterricht V, 334 ff. 12. Christian Felix Weißes Bearbeitung (1767), die Goethe mißfiel und in ihm „einen Plan zu einem neuen Romeo“ wachrief (Weim. Ausg. der Briefe Bd. 1, S. 122, 25. 124, 6). 24. Gertrud Elisabeth Schmeßling-Mara (1749—1833), eine der größten Sängerinnen ihrer Zeit. Vgl. Bd. 3, S. 174 „An Personen“ Nr. 235 und oben S. 280, 25. 26. Corona Schröter: vgl. Bd. 1, S. 374 und das Gedicht Bd. 3, S. 308. 37. Johann Adolf Haffe (1699—1783), von Glück überwundener Vertreter des italienischen Stils in Oper und Oratorium.

Deutsches Theater (S. 8—10).

Zuerst in den Nachgelassenen Werken Bd. 9 (1833), S. 168 bis 172. Nicht aufgenommenes Stück des 13. Buches von „Dichtung und Wahrheit“. Schema dazu: Weim. Ausg. Bd. 28, S. 369; vgl. Tagebuch vom 17. Mai 1813.

8, 17 ff. Vgl. den Spruch Bd. 38, S. 254, 23 f.

9, 1 ff. Gottsched, überzeugt der Oper den Garaus gemacht zu haben, war empört, als Christian Felix Weißes Singspiel „Der Teufel ist los“ 1752 in Leipzig mit außerordentlichem Beifall auf der Bühne erschien. Unter den zahlreichen Streitschriften, die bei dieser Gelegenheit für und gegen Gottsched austraten, zeichnen sich Joh. Christoph Rosts Knittelreime „Der Teufel an den Kunstrichter der Leipziger Schaubühne“ (1755) durch allergrößte Invektiven gegen Gottsched aus. 15—32. Der hamburgische Theaterstreit war

von Lessings späterem theologischen Gegner Goeze 1769 angezettelt worden, in einem Angriffe gegen seinen Amtsge-
nossen, den Bergedorfer Pastor und Lustspielsdichter Schloffer.
Zu den „Freunden der Bühne“, die „behaupteten, das Theater könne lehren und bessern“, zählten einzelne Stürmer und
Dränger, auch Schiller (vgl. Säkular-Ausg. Bd. 11, S. XXV f.).

10, 8 f. Konrad Ekhof (1720—78), Lessings Freund und
Hamburger Genosse; Schröder: f. Bd. 36, S. 294, 21. Jff-
land: f. Bd. 36, S. 161, 4 u. ö. 17 ff. „Der Eßighändler“:
von Mercier (Bd. 36, S. 41, 36. 114 f.), mehrfach übersezt.
„Der Philosoph, ohne es zu wissen“: von Sedaine, übersezt
von Pfeffel. „Der edle Verbrecher“: von Honrado, übersezt
von Leonini. Vgl. auch „Shakespeares Schatten“ von Schiller
(Säkular-Ausg. Bd. 1, S. 129 f. 317 f.).

Zu brüderlichem Andenken Wielands (S. 11—33).

Einzelndruck: „Wieland's Andenken in der Voge Amalia
zu Weimar gefeyert den 18. Februar 1813 von Goethe. Als
Manuskript.“ Zur Aufnahme der Rede: Schriften der Goethe-
Gesellschaft Bd. 17, S. LV. 324. Jahrbuch XVIII, 153 f. Ver-
tuch an Böttiger, 21. Februar 1813. Vgl. Gespräche Bd. 3,
S. 52 ff. J. W. Voebell, C. M. Wieland. Aus Bonner Vor-
lesungen (1858), S. 377; überhaupt bietet Voebells Darstellung
den besten Kommentar der Rede. Endlich Bd. 9, S. 347 ff.
und über Goethes Freimaurertum Bd. 2, S. 347.

12, 12 f. Noch am 24. Okt. 1812 hatte Wieland in der
weimarischen Voge einen Vortrag gehalten „Über das Fort-
leben im Andenken der Nachwelt“.

13, 3. Steinmetz: vgl. Bd. 30, S. 161, 9 ff. 453. Von
Kloster Bergen ging Wieland nach Erfurt und Biberach,
dann erst nach Tübingen. Der Aufenthalt in Zürich fällt
vor den zu Bern. 8 f. Vgl. Bd. 7, S. 389 zu 288, 18 f.
21. Stadion: Bd. 24, S. 135, 6 ff. 26 f. Emmerich Joseph
Freiherr v. Breidbach-Bürresheim (1707—74). 34 f. Anna
Amalia. Dalberg: vgl. Bd. 30, S. 390, 17 u. 497.

14, 7. Freie Ausdrucksweise für: eine Erleichterung,
die über das zugesagte Maß noch hinausging. Es ist nicht
(mit Morris, Goethe-Studien 2. Aufl. Bd. 2, S. 265) an-
zunehmen, daß nach „mehr“ ein Wort wie „gehoffte“ aus-
gefallen sei. 18. Rüttner, Charaktere deutscher Dichter und
Prosaisten (1781), S. 417 ff. Eschenburg, Beispielsammlung
zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften; vgl.

Bd. 4, S. 164, Xenion Nr. 77. Manso, Übersicht der Geschichte der deutschen Poesie in dem Werke „Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen“ (Bd. 8, 1806). Eichhorn, Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten (1807). Vgl. R. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (1810) Bd. 5, S. 469 ff.: die wohl auch von Goethe benutzte Quelle. 33 ff. Vgl. „Faust“ 6576 ff.

15, 1 ff. Vgl. Bd. 36, S. 142, 29 ff.

16, 1 f. „Cyrus“: 1759. „Araspes und Panthea“: 1760.

17, 8. „Philisterei“: in der Geschichte des Wortes spielte Goethe eine wichtige Rolle; vgl. Grimms Wörterbuch VII, 1828. 16 und 18, 5. „gewältigen“: aus der Bergmanns-

sprache. 20 f. Joseph Addison (1672—1719) und Richard Steele (1671—1729), die Begründer der moralischen Wochenschriften und Förderer der bürgerlichen Aufklärungskultur.

24. Anthony Ashley Cooper Graf v. Shaftesbury (1670 bis 1713) hat durch seinen hellenisch gedachten ästhetischen Eudämonismus dem 18. Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt; vgl. Schillers Werke, Säkular-Ausgabe Bd. 11, S. IX ff. Voebell a. a. O. S. 141 ff.

18, 15. „Menächmen“: Zwillinge.

19, 11. Gallands Les mille et une nuits (Paris 1704 bis 1708, 12 Bde.) wurden im 18. Jahrhundert vollständig noch nicht ins Deutsche übersetzt (vgl. Bd. 38, S. 174, 15 ff.). Dagegen fand die Bibliothèque universelle des Romans (Paris 1775 ff.) sofort eine deutsche Bearbeitung in H. A. D. Reichards „Bibliothek der Romane“ (21 Bde., 1778—94). 17 f.

„Die ernstesten Deutschen“: vgl. Bd. 36, S. 186, 12 ff. und 194, 36 ff.; an Schiller, 28. Juli 1798. 30 ff. „Shakespeare

Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt“ (1762 bis 1766): vgl. Bd. 24, S. 56, 1 ff. Die „Noten“ (20, 12) sind von Voltaires hämischem Urteil über Shakespeare durchaus abhängig; vgl. zu Bd. 36, S. 6, 7 ff. Über Wielands Übersetzungen: Bd. 5, S. 304, 12 ff.

20, 27. „Musarion“: 1768; „Lais“: im „Aristipp“ (1800 bis 1802), vgl. 3. 32. „Phryne“: nicht nachzuweisen.

21, 6. Lucian: 1788 f. 15. Aristophanes: „Wolken“ 1798; „Vögel“ 1806. 30 ff. Vgl. „Faust“ 6271 f. u. Anm.

22, 3. Horaz: „Briefe“ 1782; „Satyren“ 1786. 5. Cicero: „Briefe“ 1808 ff.

23, 23. Biberach in Schwaben. 29. „Agathon“: 1766 f.; neu bearbeitet 1773 und 1798.

24, 9 ff. Vor allem in den „Neuen Göttergesprächen“ (1790), vgl. Voebell S. 305 ff. 15 ff. Die „Gespräche unter vier Augen“ (1799) enthalten die bemerkenswerte Prophezeiung der Diktatur Bonapartes; vgl. Voebell S. 319 ff. 20 f. „Der Deutsche Merkur“ 1773—89, „Der neue Deutsche Merkur“ 1790—1810.

25, 13. Gegen das Unwesen der kritischen Zeitschriften sind die „Xenien“ (1796) gerichtet, vgl. Bd. 4, S. 156 ff. Eine „babylonische Verwirrung“ herrschte besonders zur Zeit, da der Klassizismus Schillers und Goethes, verbunden mit der Romantik, gegen die Vertreter des Veralteten und gegen die Partei Kobebues zu kämpfen hatte.

26, 32. „Prachtausgabe“: Leipzig 1794—1802, 45 Bde.

27, 11. „Landgut“: Dörmannstädt, 1797—1803 in Wielands Besitz. 24. „Freundin“: Sophie Brentano, die Enkelin von Wielands Jugendfreundin Sophie v. Larocke, vgl. zu Bd. 36, S. 31 f. Sie starb 1800, Wielands Gattin 1801.

28, 38. Kantianismus und Fichteanismus.

29, 29. Die Romantik; vgl. L. Hirzel, „Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern“ (1904).

30, 11. Die Schlacht von Jena, 14. Oktober 1806. 22.

Vgl. Bd. 25, S. 256 ff. 24. Napoleon und Alexander I.

31, 19 f. Vgl. 28, 35 ff. 32. „Agathodämon“: 1799; „Euthanasia. Drei Gespräche über das Leben nach dem Tode“ (1805).

Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen (S. 33—37).

Das von unbeholfener Hand niedergeschriebene Diktat, von Goethe durchkorrigiert und mit eigenhändigen Zusätzen versehen, wurde von Suphan im Goethe-Jahrbuch XIII, 3 ff. zum erstenmale abgedruckt und den Jahren 1793—95 zugewiesen. 35, 36 scheint indes zu beweisen, daß der Aufsatz nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (Landwehrordnung vom Februar 1813, Gesetz vom September 1814) verfaßt ist. Er bezöge sich dann auf die Landesteile, die durch den Wiener Kongreß bei der sogenannten vierten Teilung Polens an Preußen gekommen sind. Vgl. auch zu 36, 13. Ein terminus ante quem ist durch Goethes Besprechung des „Pfingstmontag“ (S. 126 ff.) gegeben: in unserem „Vorschlag“ würde eine Beziehung auf dieses Dialektstück schwerlich fehlen, wenn er 1816 oder später geschrieben wäre. Der

Aufsatz ist von Goethe nicht veröffentlicht worden. Vgl. L. Speidel, Neue Freie Presse, 3. Juli 1892.

34, 30. „am öftersten“ z. B. auch Bd. 35, S. 267, 15 (1829).

33. „Familienszenen“: in Schröders, Jfflands, Kogebues Dramen. 37. Engelbert Kämpfer (1651—1716), The history of Japan together with a description of the kingdom of Siam. London 1727; deutsch 1777 von C. W. Dohm herausgegeben.

36, 13 ff. Vgl. Bd. 26, S. 5, 10 ff. Goethe bearbeitete diesen Abschnitt der „Italienischen Reise“ im Jahre 1814, was ebenfalls für die Datierung des Herausgebers spricht. 20. Als Erfinder der dramatisierten Proverbes gilt Carmonette (Proverbes dramatiques 1768—81).

Shakespeare und kein Ende (S. 37—50).

Der größere Teil — bis 46, 2 — erschien am 12. Mai 1815 im „Morgenblatt für gebildete Stände“, der Schluß erst in „Kunst und Altertum“ V, 3 (1826), 69 ff. Jener Teil ist im März 1813, dieser 1816 entstanden.

Gerichtet ist die Auseinandersetzung gegen die romantische Dramaturgie, vor allem gegen die Lieder, die Shakespeare ohne Kürzung oder Umgestaltung auf die Bühne bringen wollte. Näheres bei Wahle, Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 6, S. 243, und bei Walzel, ebenda Bd. 13, S. LXII f. Ausdrücklich zurückgenommen werden die hier aufgestellten Bemerkungen: Bd. 38, S. 21, 10 ff.

38, 2—27. Vgl. E. Hensfelder, Die Illusionstheorie und Goethes Ästhetik, Ästhetische Studien, Heft 2 (1904), S. 91.

39, 1. Lied hat seine Meisterschaft im Vorlesen vor allem an Shakespeares Werken bewährt. S. auch Bd. 38, S. 274, 1 ff. 8 ff. 23—38. Vgl. Hensfelder a. a. O. S. 90. 27. „verschwätzen“: ausschwatzen; vgl. Grimms Wörterbuch XII, 1192.

40, 12. Die historischen Außerlichkeiten in Tracht, Sitte, Zuständen. 19. „Anachronismen“; vgl. Bd. 38, S. 64, 15 bis 29. 35 ff. Vgl. zu „Faust“ 10252 ff. (Bd. 14, S. 380 f.).

41, 11 ff. Schiller in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ (Säk.-Ausg. Bd. 12, S. 183, 36). Daß Goethe indes auch die Einwände kannte, die von romantischer Seite gegen diese Behauptung aufgestellt worden sind, beweist der nächste Absatz (S. 18—22).

42, 23—25. Das erste Sprichwort wird von Goethe häufig verwertet, vgl. Grimms Wörterbuch VI, 2760; das

zweite ebenda IV, 2, 1348 (in „Wallensteins Lager“ 404 etwas variiert).

44, 19 f. „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ Buch 4 (Bd. 17, S. 286, 34 f.): „eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist.“

45, 12. „präkonisieren“: Lobpreisen.

45, 30 ff. Heinrich Blümner (1765—1839), Obergerichtshofrat in Leipzig, wo die Schrift 1814 erschien. Die Rezension: Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1815, Nr. 12 f. 36 ff. Vgl. unten S. 51 ff.

46, 14 ff. Vgl. Bd. 38, S. 268, 7 ff. und zu Eckermann, 26. Juli 1826. 31 ff. Vgl. Bd. 36, S. 151, 16 bis 152, 20.

47, 14 f. Schiller, „An die Freunde“ 45 (Säkular-Ausg. Bd. 1, S. 45); vgl. auch unten zu 214, 4. 20 f. Vgl. Goethe-Jahrbuch XV, 11 (Nr. 35) und Wahle a. a. O. S. 171. 24 f. „König Heinrich der Vierte“ zweiter Teil IV, 4. 31 f. „Epitomator“: Verkürzer, Zusammenfasser.

48, 19 f. Die „älteren Stücke“ von „König Johann“ und „Lear“ kannte Goethe aus F. Tiedts „Alt-Englischem Theater. Oder Supplemente zum Shakespear“ (1811 Bd. 1, S. 1—157; Bd. 2, S. 205—348). Tiedt schrieb die beiden Stücke Shakespeare selbst zu, während neuere Forschung zu der Ansicht neigt, Shakespeare habe sich wohl durch den älteren „König Johann“, nicht aber durch den älteren „Lear“ anregen lassen.

49, 6 ff. Schröder modernisierte Hamlet, Othello, Richard II., Kaufmann von Venedig, Maß für Maß, Lear, Heinrich IV., Macbeth, Viel Lärm um nichts. Vgl. auch 64, 17 ff. Eine ähnliche Umgestaltung des „Hamlet“ plant Wilhelm Meister (Bd. 18, S. 19 ff. 399 f.). 35. A. W. Schlegels Übertragung von 14 Dramen (1797—1810), die dann unter Tiedts Leitung seit 1826 zu einer vollständigen Übersetzung von Shakespeares Stücken ausgebaut wurde. Schlegels „Julius Cäsar“ kam am 1. Oktober 1803, mit größter Sorgfalt vorbereitet, auf die Weimarer Bühne.

50, 10 ff. Vgl. Weim. Ausg. Bd. 9, S. 169 ff. 511 ff. Die hier versprochene Entwicklung der Grundsätze wurde nicht geliefert.

Spiegel der großen Welt (S. 50).

Zuerst in den Nachgelassenen Werken Bd. 9 (1833), S. 159. — Karoline Mächler, geb. Stofsch (1782—1847),

seit 1805 in zweiter Ehe mit dem Historiker Karl Ludwig v. Wolzmann vermählt, hatte 1804 ihre umfangliche dichterische Tätigkeit unter dem Namen Luise Berg begonnen. Untertitel des hier besprochenen, 1814 erschienenen Romans: „oder über Natur und Bestimmung der Frauen.“

Über das deutsche Theater (S. 51—64).

Morgenblatt für gebildete Stände, 10. und 11. April 1815.
51, 6. „Mitteilungen“: vgl. Bd. 36, S. 157 ff. 161 ff. 169 ff. 187 ff. 16 ff. Vgl. 45, 36 ff. 19. Ende 1799.

52, 12 f. In den Ausgaben von 1801 und 1805; vgl. Säk.-Ausg. Bd. 4, S. XXXIII.

53, 1 ff. Zum erstenmal gedruckt im 12. Bande von Körners Ausgabe (1815). 33—35. Schiller fand „Hermanns Schlacht“ (1769) „völlig unbrauchbar“, „ein kaltes, herzloses, ja fragenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit“ (an Goethe, 20. Mai 1803).

54, 5—20. Vgl. Säk.-Ausg. Bd. 12, S. 198, 32—38. 199, 31—38. 330, 18—28; A. Köster, Schiller als Dramaturg (1891) S. 127 ff., wo auch die Bühnenbearbeitung des „Nathan“ charakterisiert wird, die am 28. November 1801 in Weimar zum erstenmal aufgeführt wurde und das Stück für das deutsche Theater gewann. „Emilia“ und „Minna“ fanden zu jener Zeit in Weimar nur je eine Darstellung. 21 ff. Jffland: vgl. Bd. 36, S. 161, 4. Abkürzung „Egmonts“: Köster a. a. O. S. 2 ff.

56, 12 ff. Vgl. Säk.-Ausg. Bd. 16, S. 190, 11 ff. 19 ff. Vgl. Bd. 11, S. XXII ff. 190 ff. 345.

58, 21 ff. Vgl. an Schiller, 30. Juni 1798; 16. April, 24. Juni 1800.

59, 12. Vgl. zu Bd. 36, S. 41, 26 ff. 22 ff. Die „Mitschuldigen“; Prosabearbeitung durch den Schauspieler A. Albrecht, unter dem Titel „Alle strafbar“ (1795); das Original wurde von den Weimarer Schauspielern in den Jahren 1805—16 in Weimar, Lauchstädt und Leipzig 27mal gegeben. 25. Vgl. zu Bd. 36, S. 162, 22. 37. „Rätsel“: beliebtes Repertoirestück der Weimarer Bühne, von R. W. Salice-Contessa (1777—1825), 1808 gedruckt; die Fortsetzung „Der Talisman“ 1810.

60, 8. In Schillers Bearbeitung am 15. Mai 1802 zuerst aufgeführt. 14 ff. Vgl. Bd. 10, S. XXI ff. Der von

Goethe berichtete Anteil Schillers ist durch äußere Zeugnisse nicht zu belegen, bleibt aber möglich.

64, 15 f. Vgl. Bd. 36, S. 188, 15. 17 ff. Vgl. 49, 30 ff. Bd. 38, S. 21, 10 ff.

Don Ciccio (S. 64—69).

Morgenblatt für gebildete Stände, 22. Mai 1815. Ebenda 10. März 1815 die 64, 29 ff. erwähnte Notiz des Redakteurs Haug: „Don Ciccio, ein Florentiner oder Pisaner, ward von einem sehr geistreichen Herrn ein Coglione [vgl. Bd. 34, S. 108, 21. 227, 10 u. Anm.] gescholten. Er belangte hierauf den Beleidiger vor Gericht, stellte actionem aestimatoriam an, und erhielt nach dem Gesetze hundert Scudi. Der großmütige Beleidiger soll ihm aber dreihundert Scudi haben auszahlen lassen. Darüber hatte der arme und dürstige Don Ciccio eine solche Freude, daß er in Gegenwart der Zeugen, die ihm das Geld auszahlten, sagte: nun möge ihn der Beleidiger das ganze Jahr einen Coglione schelten, er täte auf weitere Klagen Verzicht. Dieser nahm ihn bei dem Worte, und schickte ihm mit jedem Morgen ein Sonett in das Haus, worin er ihn mit uner schöp flich em Witze immer auf andre Weise einen Coglione schalt, und dieses durch 300 und 65 Tage. So viel von der Viterargeschichte dieser gedruckten Sammlung, die unter die seltenen gehört.“

65, 10. *Auditores rotae Romanae* heißen die Mitglieder des päpstlichen Gerichtshofes. 14. „Gonfaloniere“: Bannerträger, dann Oberrichter. 34 f. „Legitima“: Pflichtteil.

68, 31. „rohe Ausgabe“: *Cosmopoli* 1691. 34. „späterhin“: 1692. Weitere Ausgaben, die Goethe unbekannt geblieben sind, stehen zwischen dieser und der hier besprochenen Edition von 1780.

Proserpina (S. 69—77).

Morgenblatt, 8. Juni 1815. Über Dichtung und Auf führung (4. Februar 1815) vgl. Bd. 7, S. 371 ff., insbesondere 373, an Zelter [17.] Mai 1815, dann die Mitteilungen des Weimarer Musikdirektors Eberwein (1786—1868, vgl. Bd. 30, S. 467 zu 247, 17) im Weimarer Sonntagsblatt 1856 Nr. 27 ff. und Bd. 30, S. 278, 21 ff.

69, 18 f. „schon früher bekannt“: vgl. 53, 9 ff.

72, 1. Franz Kobell (1749—1822), Münchner Maler und Zeichner. 18. Karl Schinkel (1781—1841), der Berliner

Meister; Peter Ludwig Bütke (1759—1831), Berliner Landschaftsmaler. 23 ff. Karl Ludwig Raaz (1776—1810), Kupferstecher, dann Landschaftsmaler in Dresden. Den Preis für die „Aufgabe“ hatte Cotta 1807 gestiftet; vgl. Böttiger, Nekrolog auf Raaz im Morgenblatt, 26. Okt. 1810.

73, 8. „Enna“ in Sizilien, wohin die Sage den Raub Proserpinas verlegt; vgl. Bd. 2, S. 120. 10—16. Über die hier sich äußernde Neigung Goethes zu statuarischer Erscheinung und fließenden Bewegungen vgl. J. Petersen, Schiller und die Bühne (Berlin 1904), S. 274 f.

75, 27. Über Farbenwirkungen auf der Bühne vgl. Petersen S. 267 ff.

76, 29. Pygmalion: von J. J. Rousseau (vgl. Bd. 24, S. 51. 276), 1798 von Jffland, ferner 1811 und 1816 auf Goethes Veranlassung in Weimar gespielt, nach Schillers Urteil (an Goethe, 24. April 1798) „eine frostige, handlungsleere und unnatürliche Frage“. — Ariadne: von J. C. Brandes (1774), das unmittelbare Vorbild der „Proserpina“, von den Weimarer Schauspielern dort und auf Gastspielen 13mal 1793—1814 gegeben.

77, 15 ff. „Tableau“ = lebendes Bild: vgl. Bd. 3, S. 35. 299; Bd. 21, S. 183 ff. und Goethe-Jahrbuch XXVII, 186. 191.

Zu Schillers und Jfflands Andenken (S. 77—79).

Morgenblatt, 26. Juni 1815. Datiert: „Weimar, den 10. Mai 1815.“ An diesem Tage fand die Aufführung statt. Vgl. das „Nachspiel“ Bd. 9, S. 259 ff. 425 ff. und den hier folgenden Aufsatz.

78, 2. Seit der ersten Aufführung der „Räuber“ (13. Jan. 1782). 33 ff. und 79, 19. Über die dramatische Darstellung des „Liedes von der Glocke“ und über Goethes Epilog vgl. Bd. 1, S. 376 ff.

79, 22. Vgl. Bd. 3, S. 130 (333) „An Personen“ Nr. 121.

Über die Entstehung des Festspiels zu Jfflands Andenken (S. 79—83).

Morgenblatt, 18. März 1816. Der Bericht bildete ursprünglich nur den Schluß des vorhergehenden Aufsatzes.

79, 28. Zu „Leser“ im ersten Drucke die Anmerkung: „Morgenblatt, Nr. 151 und 152, 1815“; dort war das „Nachspiel“ zuerst veröffentlicht. Vgl. Bd. 9, S. 259 ff.

80, 2. „gesellige Arbeit“: von Goethe und Peucer; vgl. Bd. 9, S. 425 f. 4 f. Von Goethe und Niemer, f. Bd. 9, S. 239 ff. 419 ff. 6 ff. Vgl. Bd. 3, S. 134 f. „An Personen“ Nr. 133. „Annalen“ 1814, Bd. 30, S. 279, 4 ff.; an Knebel, 9. Juli 1814; Peucer, Weimarische Blätter (1834), S. 597 ff.; Jenaische Literaturzeitung 1815, Nr. 36 f.

82, 2. „chemischen Ausdruck“: wie in den „Wahlverwandtschaften“. 12—37. An das naheliegende Beispiel der gemeinsamen Arbeit Arnims und Brentanos scheint Goethe nicht gedacht zu haben.

Über die neue Ausgabe der Goethischen Werke (S. 83—85).

Morgenblatt, 26. April 1816, unter dem Datum des 31. März 1816. In der zweiten Cotta'schen Ausgabe Bd. 20 (1819), S. 389—402 mit einem Nachtrag abgedruckt, der ein (heute veraltetes) chronologisches Verzeichnis von Goethes Schöpfungen (1769 bis 1818) umschließt. Eine geschäftliche „Ankündigung einer neuen Ausgabe von Goethes Werken“: Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 80—85; vgl. S. 434—439.

83, 18. „Dichtung und Wahrheit“, seit 1811 im Erscheinen begriffen. 27. Chr. Gottfr. Körners Ausgabe in 12 Bänden, 1812—15 bei Cotta.

84, 33 f. „Goethes Schriften“ in 8 Bänden, 1787—90. Vgl. Bd. 1, S. 301.

85, 31 ff. Die Frage wurde ausdrücklich in dem erwähnten Nachtrag 1819 verneint: „Man begegnete ... vielfachen Schwierigkeiten, als man jener Zusage nur einigermaßen nachleben wollte. Man hatte versucht, die Anlässe, die Anregungen zu bezeichnen, das Offenbare mit dem Verborgenen, das Mitgeteilte mit dem Zurückgebliebenen durch ästhetische und sittliche Bekenntnisse zusammenzuknüpfen; man hatte getrachtet, Lücken auszufüllen, Gelungenes und Mißlungenes, nicht weniger Vorarbeiten bekannt zu machen, dabei anzudeuten, wie manches zu einem Zweck Gesammelte zu andern verwendet, ja wohl auch verschwendet worden. Kaum aber war man mit solchen Bemühungen, den Lebensgang folgeredht darzustellen, einige Lustra vorgeschritten, als nur allzudeutlich ward, hier dürfe keine kurforische Behandlung stattfinden, sie müsse vielmehr derjenigen gleichen, wie sie schon in den fünf biographischen Bänden [Dichtung und Wahrheit Teil 1—3, ‚Italienische Reise‘ 2 Bände] mehr

oder weniger durchgesetzt worden.“ Das Ergebnis dieser Wandlung sind die „Annalen“; vgl. Bd. 30, S. VII.

Das Reformationsfest (S. 86 f.).

Erst 1895 im Goethe-Jahrbuch XVI, 3—5 veröffentlicht von B. Suphan, der eindringlich darlegt, welche weiteren Pläne das Reformationsfest in Goethes Geist wachgerufen hat. Vgl. auch Bd. 2, S. 279; Bd. 5, S. XXXIX f.

Rede bei Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Großherzoglichen Hoftheater-Intendantz (S. 88 f.).

Zuerst 1889 im Goethe-Jahrbuch X, 114—116. Die dort S. 116 abgedruckten drei fragmentarischen Schlußabsätze, rein geschäftliche Fragen erledigend, sind hier nicht aufgenommen. Die Rede wurde am 6. Febr. 1817 gehalten, am 13. April wurde Goethe selbst „seiner Funktion als Intendant enthoben“.

88, 3. Über die Vorgeschichte und den Inhalt des Re-
skriptes vgl. a. a. O. S. 114, Anm. 2, sowie Schriften der
Goethe-Gesellschaft VI, 324 ff.

Der folgende Aufsatz eröffnet die lange Reihe von Arbeiten, die aus Goethes letzter Zeitschrift in unsere Bände 37 und 38 übergegangen sind. An den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ von 1772 war er als Mitarbeiter und Mitberater der Redaktion beteiligt. Bestimmenderen Einfluß konnte er auf Schillers „Horen“ (1795—97) ausüben; da ist er rasch, ohne auf dem Titel genannt zu sein, ein von Schiller immer wieder befragter Mitherausgeber geworden. An die Stelle eines zu Anfang geplanten Redaktionsausschusses von sechs Mitgliedern traten bald allein die beiden Freunde Schiller und Goethe. In den „Propyläen“ (1798—1800), die sich unmittelbar an die „Horen“ angeschlossen, übernahm Goethe vollends die Führung; Heinrich Meyer war ein wertvoller Gehilfe, und Schiller sollte die Stelle vertreten, die Goethe in der Redaktion der „Horen“ innegehabt hatte. Tatsächlich wurde jene Kunstzeitschrift der erste Versuch Goethes, durch ein periodisch erscheinendes Organ, sei's mit eignen Worten, sei's durch Aufsätze, die er bis ins Kleinste inspiriert hatte, seine persönlichen Anschauungen dem Publikum vorzutragen. Es ist der Gedanke, der auch Richard Wagner bei der Begründung der „Bayreuther Blätter“ (1878) vorschwebte. Vielleicht ist die in den „Propyläen“ betätigte Gewohnheit des

Redakteurs Goethe, seine Persönlichkeit stark und kraftvoll hervortreten zu lassen, Ursache der an Einseitigkeit grenzenden Energie geworden, mit der er 1804 die neubegründete Jenaische „Allg. Lit.-Zeitung“ geleitet und auf die Beiträge seiner Mitarbeiter eingewirkt hat (vgl. Bd. 36, S. 348 f.).

Ganz und gar zum Sprachrohr Goethes gestaltete sich sein letztes journalistisches Unternehmen, die in zwangloser Folge ausgegebene Zeitschrift „Über Kunst und Altertum“ (1816—32). Il considère ce recueil comme un surrogat de correspondances ou d'entretiens avec ses amis, meldete Reinhard dem Baron Wessenberg am 19. Mai 1827. Goethe hat zunächst den weitaus größten Teil der Beiträge selbst geliefert (vgl. die Inhaltsangabe der ganzen Zeitschrift bei Goedeke IV², 718 ff.); nur am zweiten Heft des sechsten Bandes (1828) sind andre Mitarbeiter reichlicher beteiligt. Was immer indes von anderen (Edermann, Göttling, H. Meyer, Niemer, Schubarth) gestiftet worden ist, es wird durchweg von Anschauungen Goethes getragen und in seiner Richtung bestimmt. Ja, nicht in jedem Falle läßt sich mit voller Sicherheit entscheiden, was auf die Rechnung Goethes, was auf die seiner Gehilfen kommt. Schon die Art und Weise ihrer Entstehung machte die Zeitschrift nicht zu einem Sammelplatz zahlreicher, mehr oder minder selbständiger Schriftsteller, sondern bestimmte sie zum Manifest der Überzeugungen Goethes und seiner vertrautesten Hausfreunde. Ist sie doch in ihren Anfängen eine Denkschrift, die die Ergebnisse von Goethes Reise am Rhein, Main und Neckar (1814—15) vorzutragen berufen war (vgl. Bd. 29, S. XXII ff.). „Über Kunst und Altertum in den Rhein und Main Gegenden“ steht auf dem Titelblatt des ersten Heftes. Auf dieser Reise war Goethe den Bemühungen der Romantik, altdeutscher Kunst wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, nach langem Widerstreben endlich ganz gerecht geworden; den Brüdern Boisseree war dieser Sieg geglückt. Die von H. Meyer gezeichneten Umschläge der drei ersten Hefte deuten auf den neuen Bund hin. Die vordere Seite des Umschlags läßt über Motiven gotischer und antiker, katholischer und heidnischer Kunst die Sonne strahlend aufgehen; die Rückseite des Umschlags zeigt symbolisch, wie aus Trümmern antiker Kunst neues Leben keimt. Goethe hat — so sind die beiden Bilder wohl zu deuten — am Rhein und Main auf einem Boden Reste antiker und mittelalterlicher Kultur gefunden

und ist bereit, auch diese zu studieren, während als Vorbild für den Künstler der Gegenwart jene allein bestehen bleibt. Doch die Zeitschrift, die eine Versöhnung der Vorkämpfer antiker und neuerer Kunst bedeuten sollte, brachte schon am Anfang des zweiten Heftes Meyers Kampfsartikel gegen „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“, die Kriegserklärung gegen den „Nazarenismus“. Goethe nämlich sah sich veranlaßt, ganz energisch die Folgerungen abzulehnen, die man aus seinem neu erwachten Interesse für altdeutsche Kunst ziehen konnte. Wohl billigte er die Bestrebungen der Boisseree, doch er wollte nicht mit ihrem Lehrer, mit Friedrich Schlegel, zeitgenössische Künstler in die altdeutsche Bahn und dadurch ins katholische Fahrwasser gelenkt sehen. Friedrich Schlegels Wünschen aber ordneten sich die romantischen Maler rückhaltlos unter; ihr „Nazarenismus“ verherrlichte in den Formen altdeutscher Kunst mittelalterlichen Glauben. Solchen Tendenzen gegenüber besann sich der „Heide“ Goethe seines Protestantismus; angesichts des kommenden Reformationsfestes stellte er sich in dem Gedichte „Dem 31. Oktober 1817“ (Bd. 2, S. 172 f. 326) unzweideutig auf die Seite Luthers und „protestierte in Kunst und Wissenschaft“ gegen nazarenische Malerei und einseitige Verherrlichung altdeutscher Meister (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 13, S. LVIII f.). Protest also gegen katholische „religiöse“ Kunst hat Goethe wieder zum einseitigen Vorkämpfer der Antike gestempelt und seinem Interesse für altdeutsche Kunst ein Ende gemacht. Um nicht mißverstanden zu werden, hat er das Gedicht zum Reformationsfest an den Anfang des dritten Heftes von „Kunst und Altertum“ gestellt. Verlor damit die Romantik auf dem Gebiete der Malerei alle Unterstützung in Goethes Zeitschrift, so blieb hier doch Raum genug, romantischer Poesie alter und neuer Zeit Beachtung zu schenken. —

Material zur Geschichte von Goethes redaktioneller Tätigkeit an der Zeitschrift ist nach Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs in der Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 454—463 abgedruckt.

Deutsche Sprache (S. 90—95).

Über Kunst und Altertum I, 3 (1817), 39—51. Parapomona: Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 464 ff.

90, 1 f. Heinrich Meyers oben erwähntes Manifest gegen die Nazarenen: „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“ (Deutsche

Literaturdenkmale Heft 25, S. 97 ff.). Vgl. Bd. 29, S. XXVI. — 5 f. Tiecks und Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797), der Ausgangspunkt der nazarenischen Kunst. Dem von gleichen Absichten getragenen Kunstroman Tiecks „Franz Sternbalds Wanderungen“ (1798) hatte Goethe sofort eine kritische Behandlung zugebracht. Sie blieb unausgeführt. Vgl. Weim. Ausg. Bd. 47, S. 362. — 29 f. Vgl. Bd. 33, S. 262 ff. 325 ff.

91, 11. „Zug und Unzug“: gemeint sind die Bemühungen der Berliner Sprachreiner unter der Führung Volkes, denen auch die Brüder Grimm nicht zustimmen konnten. Vgl. R. Steig, „Goethe und die Brüder Grimm“ (1892), S. 196 ff. — 17 ff. Der Verfasser des Aufsatzes in Rudens Jenerer Organ „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte“, Karl Ruckstuhl (1788—1831), ist von L. Hirzel („Quellen und Forschungen“, Straßburg 1876, Heft 17) monographisch behandelt worden; vgl. auch Zeitschrift für deutsches Altertum XXI, 464 ff. und Goethe-Jahrbuch V, 349 f.; ferner „Annalen“ von 1816, Bd. 30, S. 293, 33. Ruckstuhls Aufsatz ist neu gedruckt: „Goethe-Ruckstuhl. Von der Ausbildung der deutschen Sprache“ (Gießen 1890).

92, 35. Johannes Secundus, eigentlich Jan Nicolai Everard (1511—36), Goethen längst vertraut (vgl. Bd. 2, S. 70, 294 f. und G. Ellinger, Goethe-Jahrbuch XIII, 199 ff.), von Franz Passow 1807 übertragen, war als Niederländer an dieser Stelle nicht zu nennen. Der Jesuit Jakob Balde (1604 bis 1668) war von Herder („Terpsichore“, 1795 f.) schon verdeutscht worden. Goethes Tagebuch vom 6. und 7. Aug. 1816 verzeichnet als „Deutsche Dichter in lateinischer Sprache“: Celtes, Eoban Hesse, Georg Sabinus, Balde, aber nicht Johannes Secundus. Über den Erfolg von Goethes Anregung vgl. Goethe-Jahrbuch II, 284 ff.

93, 7—14. Vgl. Schillers Distichon „Dilettant“ (Säf.-Ausg. Bd. 1, S. 150, Nr. 48).

93, 15—94, 20. Goethes Angaben sind zum Teil unrichtig; denn schon vor Marchand (vgl. „Dichtung und Wahrheit“ Buch 16, Bd. 25, S. 30, 289) hatte man ausländischen Opern deutsche Texte unterlegt. André Ernest Grétry (1741 bis 1813) schritt erfolgreich in der von J. J. Rousseau eröffneten Richtung einer Vereinfachung und seelischen Vertiefung des Singspiels weiter. „Die Schöne mit dem Ungeheuer“ geht auf Grétrys Zémire et Azor (Text von Mar-

montel) zurück. „Das Milchmädchen und die beiden Jäger“: von Baligand, komponiert von Duni 1763, übersezt von Schwan 1771.

94, 14 ff. Vgl. oben S. 5, 20 ff.

Redensarten (S. 95 f.)

Über Kunst und Altertum I, 3 (1817), 52—55. Dazu in den Nachgelassenen Werken 1833 (Bd. 9, S. 159; vgl. Boucke a. a. O. S. 275) unter dem Titel „Nichts anders als“ folgende Ergänzung:

„Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man schweigen solle, wenn man nichts zu sagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben sei, desto mehr bemerkt' ich, daß man aus natürlicher Fahrlässigkeit immer noch gewisse Flic- und Schaltwörter behaglich einschleibt, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, man weiß nicht warum, zu erlangen.

„Indessen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen sein, welche, um sich zu fassen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine solche Interjektion gebraucht. Finden wir ja doch oft Personen, die sich die allerseitsamsten Töne, Ausatmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu spicken, zu flicken und zu zerstückeln. Auf dem Theater hat man davon sehr glücklichen Gebrauch gemacht, und von solchem unseligen Behelf hab' ich in ‚Kunst und Altertum‘ eine Anzahl Beispiele gegeben, welche wohl noch mannigfaltig zu vermehren sein möchten.

„Eine Redensart aber, die sich durch die würdigsten Vorgänger in Ansehen sezt, den gemeinen Menschenfinn einschläfert, damit er das Absurdeste ertragen möge, ist die, wovon dieser Aufsatz den Titel führt.“

96, 22. Fichte weilte vom Mai 1794 bis 1799 in Jena.

Urteilstworte französischer Kritiker (S. 97—102).

Über Kunst und Altertum I, 3 (1817), 56—65 und II, 2 (1820), 117—121. Die Veranlassung des Aufsazes: 100, 28 ff.; Tagebuch 13. Okt. 1812; an Knebel, 17. Okt. 1812; vgl. „Annalen“ 1817, Bd. 30, S. 307, 15 ff. Über Grimm ebenda S. 442 zu 88, 7. Die Correspondance littéraire, philosophique et critique erschien gedruckt zum ersten Male: Paris 1812—14. Die Entstehung der Zusammenstellung erklärt die

auffallende grammatische Form (Femininum, Adverb) einzelner Wörter.

98, 21. Vgl. Bd. 3, S. 40 „Inschriften etc.“ Nr. 98.

99, 5. Vgl. 5, 26, 94, 18. 7—9. Vgl. Bd. 38, S. 270, 23—26. 20 f. Johannes v. Müller, „Der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ Buch 2, Kap. 2 (1786; Bd. 2, S. 121): „Der Nibelungen Lied könnte die deutsche Ilias werden.“ Auch die „Noten und Abhandlungen zum Divan“ (Bd. 5, S. 218, 11) protestieren gegen die Parallele. Vgl. auch an Knebel, 9. Nov. 1814; an Boisseree, 4. Nov. 1827; zu Eckermann, 31. Jan. 1827; ferner Bd. 38, S. 126 ff. — 25. Vgl. „Annalen“ 1811 (Bd. 30, S. 265, 24 und 470) und Goethe an Uwaroff, 28. März 1817.

101, 16 f. La Religieuse (1760), Jacques le fataliste (1773). Vgl. R. Schöffler, „Rameaus Nefte“ (1900) S. 92 ff.

102, 14 ff. Ist nicht geschehen.

Geistes-Epochen (S. 102—105).

Über Kunst und Altertum I, 3 (1817), 107—112. Zwei Nachlassblätter (Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 471 ff.) lassen erkennen, daß unter Gottfried Hermanns „neuesten Mitteilungen“ seine Dissertation De mythologia Graecorum antiquissima (Opuscula Bd. 2, 1827, S. 167 ff.; vgl. „Annalen“ 1817, Bd. 30, S. 309, 28 und 481), ferner die „Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, von Gottfried Hermann und Friedrich Creuzer“ (1818) verstanden sind. Vgl. Goethes Briefe an Creuzer, 1. Okt.; an Knebel, 9. Okt.; an Meyer, 28. Okt. 1817; an Boisseree, 16. Jan. 1818; ferner Bd. 2, S. 354.

104, 30. Das Chaos im hesiodisch-platonischen Sinne.

Maturins Bertram (S. 105—109).

Im Goethe-Jahrbuch XII, 22—32 zum ersten Male von B. Suphan herausgegeben und ebenda S. 12—22 ausführlich erläutert: „Seit Jahr und Tag war Goethe auf alles, was von und über Byron [105, 24] erschien, aufmerksam, und unlängst erst [Tagebuch 2., 3. Juni 1817] hatte eine Rezension in der Quarterly Review dies Interesse erneut, als ihm mit ‚Bertram‘ eine Art Talmi-Byron in die Hand gespielt wurde.“ C. F. V. Jfens (vgl. Bd. 30, S. 346, 1 und 488) 1818 veröffentlichte, Goethe zugeeignete „mittelmäßige Über-

setzung eines dramatischen Produkts von sehr zweifelhaftem Werte“, im Juni 1817 Goethe handschriftlich vorgelegt, „hat ein Interesse erzielt, das sich bis zur tätigen Aneignung des Dargebotenen steigerte“. „Es reizte ihn damals . . . die Fähigkeit des Deutschen zur Wiedergabe jeglichen schriftstellerischen Idioms zu erproben.“ Vgl. Goethe an J. H. Werten, 19. Juni; an Ottilie v. Goethe, 20. Juni 1817. Charles Robert Maturin (1782—1824), erst Landgeistlicher und Pädagog, dann ganz einer exzentrischen, an deutschen Sturm und Drang gemahnenden poetischen Tätigkeit hingegeben. Vgl. M. Bernays, *Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte* Bd. 2 (1898), S. 201 ff.

106, 9. Edmund Kean (1787—1833), seit 1814 am Drurylanetheater zu London, stand eben im Begriffe, seinen Welt Ruhm zu begründen. 10. Mary Sommerville (1780—1873).

Die Inschrift von Heilsberg (S. 109 f.).

Einzeldruck: Weimar 1818. Vgl. „*Annalen*“ 1817 (Bd. 30, S. 307, 19 ff.); *Schriften der Goethe-Gesellschaft* Bd. 17, S. XCIV f.; Weim. Ausg. Bd. 42 I, S. 411 ff., wo die von Goethe gesammelten Akten des wissenschaftlichen Streites gebucht sind, der sich um die von Hammer gegebene Deutung der Inschrift entspann. Über Hammer vgl. auch Bd. 5, S. 300 ff. 319; Bd. 30, S. 280, 2. Die Streitfrage ist heute noch nicht endgültig beantwortet.

110, 9. Johann Schilters (1632—1705) *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum* (1728), die erste größere Sammlung altdeutscher Texte. 22. „*Kuriositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt*“ (1811—23), herausgegeben von Goethes Schwager Vulpius.

Lob- und Spottgedicht auf König Rudolf (S. 111).

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1820 II, 273 f.; ebenda S. 388 ff. ist das Gedicht abgedruckt, ebenso Weim. Ausg. Bd. 42 I, S. 353 f., wo auch eine neuhochdeutsche Übertragung sich findet (von Johns Hand). Verfasser des Gedichts ist Meister Stolle (Bartsch-Golther, *Deutsche Niederdichter des 12.—14. Jahrhunderts*, 3. Aufl. S. 223). Über Goethes Beziehungen zu der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde vgl. *Jahrbuch XXI*, 52 ff., insbesondere 69 f.

111, 25. „*Fideler*“: vgl. Bd. 13, S. 338 zu „*Faust*“ 4335 ff.

Chronik des Otto von Freysingen (S. 111—115).

Archiv der Gesellschaft f. ä. d. G. 1820, II, 301—305. Umfängliche Paralipomena (Weim. Ausg. Bd. 42 I, S. 357 ff.) illustrieren, wie Goethe zu der Methode der Beschreibung gekommen ist; vgl. Jahrbuch XXI, 73 ff. und „Annalen“ 1820 (Bd. 30, S. 336, 10 und 486). Über die Handschrift, den Codex Jenensis Bos. 9 vgl. N. Wilmans' Vorwort zum Abdruck des Chronicon in Bertz' Monumenta Germaniae historica XX, 105 f.

113, 4. Bibliothekssekretär in Jena (Bd. 30, S. 320, 2 und 483). 6. „Beilage 1“: im ersten Druck sind vier lithographierte Tafeln mit Facsimiles der Handschrift und einer Durchzeichnung beigegeben.

114, 30. „Straßburger“: von Cuspinian 1515.

Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum

(S. 115—117).

Archiv der Gesellschaft f. ä. d. G. 1824 V, 554—557. Vgl. Jahrbuch XXI, 80 und Goethes Brief an Büchler vom 8. März 1821.

116, 18 ff. Zedler: „Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste“, Leipzig und Halle 1743, Bd. 37, Sp. 1167 f.

Lied der Liebe (S. 117 f.).

Nachgelassene Werke Bd. 6 (1833), S. 293 f. Vgl. Bd. 36, S. 108 ff. und Jahrbuch XIII, 198. Umbreit (1795—1860) war Hammers Schüler.

117, 12. Vgl. Bd. 5, S. 150, 10 ff.

Klassiker und Romantiker in Italien (S. 118—125).

Kunst und Altertum II, 2 (1820), 101—117. Der erste Teil des Aufsatzes (bis 123, 8) dürfte 1818 verfaßt sein.

119, 27. Die Accademia della Crusca, 1582 zu Florenz gegründet, erlangte durch ihr Vocabolario (zuerst 1612) großen Einfluß auf die italienische Sprache. Sie war das Vorbild der deutschen Sprachgesellschaften.

120, 28. Giovanni Torti (1774—1852). 30 ff. über Goethes Beziehungen zu Manzoni vgl. unten zu S. 159 ff. Den Conte de Carmagnola hielt Goethe damals wohl für

einen Bewohner der Stadt Carmagnola oder brachte ihn vielleicht gar mit dem jakobinischen Viede in Zusammenhang. Über die Heiligen Hymnen vgl. unten 124, 28 ff. 34. Ermes Visconti (1784—1841).

121, 12. Vincenzo Monti (1754—1828; vgl. Bd. 38, S. 40, 20 ff.) bewährt sich in seinem Aristodemo (1786) und Cajo Gracco (1800) als Schüler Alfieris. Seine Übertragung der Ilias: 1810. 17. „der kostbare Mann“: Grimms Wörterbuch V, 1859 interpretiert wenig überzeugend: wunderbar, unbegreiflich; Witkowski: schätzbar.

122, 21. Die Zeitschrift Conciliatore, geleitet von Silvio Pellico, stand ebenso wie L'Eco auf der Seite der Romantiker, die Biblioteca italiana auf der der Klassizisten. Goethe liebte allen dreien seine Aufmerksamkeit. Vgl. Bd. 38, S. 172 f.

124, 1 ff. Mailand, seit 1800 Hauptstadt der Cisalpinischen Republik, 1805—14 des Königreichs Italien. 1 bis 125, 31. Über die spätere Verwertung und Erweiterung dieser Stelle s. unten zu S. 159 ff.

Der Pfingstmontag (S. 126—142).

Kunst und Altertum II, 2 (1820), 122—155. III, 1 (1821), 70—74.

Einer der glücklichsten Griffe des Kritikers Goethe! Georg Daniel Arnolds (1780—1829) Dialektdrama, ein bedeutender Ausgangspunkt des deutschen Volkstücks im 19. Jahrhundert, der engeren Heimat wichtig genug, um in Schneegans' „Pfingstmondää vun hitt ze Dää“ (1899) eine modernen Verhältnissen angepasste Fortsetzung zu finden, fesselte Goethe aus ähnlichen Gründen wie Hebels Dichtungen (141, 2. 142, 10). Denn auch in Arnold konnte er einen „Stammverwandten“ finden (vgl. Bd. 30, S. 265, 26 ff. und zu Bd. 36, S. 236—244); dazu kam die „durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk“ (138, 24 f.); mag er doch in Vissel und Klärl Züge Friederikens wieder gefunden haben. Vgl. auch „Annalen“ 1817 (Bd. 30, S. 310, 4 ff.) und Jahrbuch XIII, 80 ff., wo E. Martin zwei Briefe Arnolds an Goethe (1822, 1828) abdruckte und die Beziehungen beider feinsinnig darlegte, endlich den Neudruck des Stückes durch H. Gabs bei Reclam Nr. 2154 f. — Die Namensformen des Originals (Dorthee, Gläser) hat Goethe geändert, um seine Leser vor falscher Aussprache zu bewahren.

126, 16. „Idiotiken“: so hatte M. Höfer 1800 den öster-

reichischen, F. J. Stalder 1806 ff. den Schweizer Dialekt in einem Wörterbuch darzustellen sich bemüht.

131, 14. Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809), der Dichter der „Tobackspfeife“.

134, 13 und 135, 24. „Stettmeister“: adeliger Obervorstand der Stadt; „Ammeister“: bürgerlicher Obervorstand von Straßburg (Arnold).

138, 18 ff. Akt 4, Szene 3 erklärt Bissel, sie liebe nur Reinhold; der Vater erwidert, Reinhold habe falsche Wechsel gemacht und werde auf die Galeere kommen. Nun folgen Bissels oben herausgehobene Worte. „Qu'il mourût“: Corneille, Horace Akt 3, Szene 6; der klassische Ausdruck des stoischen Fatalismus der französischen Tragödie. 32. Sebastian Brant (1457—1521), der Straßburger Humanist und Verfasser der satirischen Lehrdichtung „Das Narrenschiff“ (1494), über das der Straßburger Münsterprediger Johann Geiler v. Kaisersberg (1445—1510) 1498 eine Reihe von Predigten hielt. Beide sind typische Vertreter der vorreformatorischen Satire gegen alle Stände.

139, 18. Goethe deutet auf ein beliebtes Gesellschaftsspiel. 29 f. Arnold an Goethe (Jahrbuch XIII, 81): „Ihre Vermutung, dieses Büchlein sei das Ergebnis der Erfahrung und der Bilderwelt eines ganzen Lebens, ist durchaus gegründet. Alles, was ich von Kindheit an hier in meiner Vaterstadt gesehen, gehört, gefühlt, floß da wie in einem Brennpunkt wieder zusammen.“

140, 17 f. Die Ortsveränderungen wurden tatsächlich in der 2. Ausgabe (1850) angezeigt, in die auch Goethes Rezension aufgenommen ist. Ein Sonderdruck dieser Besprechung erschien schon 1820 in Straßburg.

141, 28 ff. Den „militärischen Geist“ der Elässer bestätigt H. Schneegans (Literarisches Echo, 15. März 1906).

Die heiligen drei Könige (S. 143—154).

Kunst und Altertum II, 2 (1820), 156—176 (und Umschlag S. 3); III, 1 (1821), 69 f.; III, 3 (1822), 137—141.

Goethe (an Boisseree, 22. Okt. 1819) erzählt selbst, wie „zufällig“ das alte Manuskript in seinen Besitz gelangt sei, und bekennt sofort, er meine nicht, „daß irgend etwas Anmutigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen wäre. Weder Pfafftum noch Philisterei noch Beschränktheit ist zu spüren.“ Boisserees Auskunft vom 22. Nov.

ist 152, 14—24 verwertet. Am 1. Jan. 1820 meldet er von dem Funde einer deutschen Übersetzung auf der Heidelberger Bibliothek (152, 25 ff. 153, 7 ff.). Am 14. Jan. fordert Goethe Boisseree auf, „einen lesbaren Auszug“ machen zu lassen, am 6. April sendet er das lateinische Manuskript. Gustav Schwab übernimmt die Aufgabe und erledigt sie raschestens: „Die Legende von den heiligen drei Königen von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgetheilten lateinischen Handschrift und einer deutschen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet“ (Stuttgart und Tübingen 1822); vgl. Bd. 3, S. 40 „Inschriften 2c.“ Nr. 97. Über Johannes von Hildesheim, Karmeliter um 1260, Rektor und Prior in Kassel, vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“ XIV, 458 und E. Köpkes Monographie (Brandenburg 1878). Sein Liber de translatione trium regum wurde zu Köln 1477 u. ö. gedruckt.

147, 35. Über den fabelhaften Priester Johann vgl. F. Zarnkes Monographie (1876—79).

149, 33. Montevilla: vgl. Bd. 5, S. 270 f.

150, 1 f. Acta Sanctorum: im Allgemeinen Nachrichten über die Heiligen der griechischen und lateinischen Kirche; hier ist wohl die von dem Jesuiten Johann v. Bolland 1643 begonnene, im 18. Jahrhundert weitergeführte Sammlung von 53 Bänden gemeint, die nach Goethes Tod 1837 fortgesetzt worden ist. Vgl. Bd. 25, S. 186, 11 ff.; Bd. 29, S. 207, 15 ff. — 37. Der „große Chan“: Dschengischan, eigentlich Temudschin († 1227), der mongolische Eroberer und Verwüster Asiens.

151, 14 f. Ein auch der deutschen Sage geläufiges Motiv; vgl. die Sammlung der Brüder Grimm Nr. 24 und W. Goltzer, Handbuch der germanischen Mythologie, S. 507.

152, 6. Stephan Vochners Kölner Dombild, von Friedrich Schlegel 1803 zum erstenmal wieder der Welt nahegebracht, wurde Goethe durch die Boisserees bekannt, nachdem Zacharias Werners Brief vom 22. August 1809 (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 14, S. 42 f.) vergeblich Goethe für das Kunstwerk zu interessieren sich bemüht hatte; vgl. Bd. 29, S. 237, 13 ff. 14 ff. und 154, 12 ff. Die Nachrichten über Johannes von Hildesheim stammen vor allem aus Zedlers Universallexikon Bd. 14, Sp. 865 (s. oben zu 116, 18 ff.); vgl. Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 483.

153, 2. Wieder im Hinblick auf die Sammelarbeit der Boisserees. 9. Schwab: s. oben.

Hör-, Schreib- und Druckfehler (S. 154—159).

Kunst und Altertum II, 2 (1820), 177—185. Vgl. R. Me-
ringer, Chronik des Wiener Goethevereins XI, 14; Boude
a. a. D. S. 269 f. Später aufgezeichnet hat Goethe den Hör-
fehler „die Seepost“ für „dieses See-Epos“ (im Aufsatz
„Frithiofs Saga“ unten 274, 18 f.); vgl. Vogel, Goethe in
amtlichen Verhältnissen S. 36.

155, 22 ff. Vgl. „Regeln für Schauspieler“ § 13 (Bd. 36,
S. 199, 16 ff.).

157, 16. Kunst und Altertum II, 3 (1820) 191 f. leitet
ein „v. S.“ unterzeichneter Mitarbeiter umgekehrt „Verschiff“
von Verjus ab.

158, 8 ff. Vgl. Bd. 36, S. 215, 4. 216, 26 ff. 20 f.
Infolge der Karlsbader Konferenzen wurde durch Bundes-
beschluß am 20. Sept. 1819 die vorgängige Zensur ein-
gerichtet.

Il Conte de Carmagnola (S. 159—184).

Kunst und Altertum II, 3 (1820), 35—65; III, 1 (1821),
57—66; III, 2 (1821), 60—73; IV, 1 (1823), 98—101. In den
Opere poetiche di Alessandro Manzoni con prefazione di
Goethe, Jena 1827 (S. V—L) sind Goethes Aufsätze über
Manzoni in deutscher Sprache unter dem Titel „Teilnahme
Goethes an Manzoni“ verbunden: oben S. 124 f. 159 bis 170,
33. 176, 11 bis 184, 18 und Bd. 38, S. 63—70. Hinzugefügt
sind Eingangsworte: Goethe lernt „dieses edlen Dichters
vorzügliches Talent“ 1820 kennen, „als bei Gelegenheit der
Reise meines gnädigsten Herrn . . . nach Mailand ein näheres
Verhältnis zu den dortigen Schriftstellern und bildenden
Künstlern eröffnet wurde“; bei den *Inni Sacri* (nach 125, 31)
die Bemerkung, „daß ein katholisch geborner und erzogener
Dichter ganz andern Gebrauch von den Überzeugungen seiner
Kirche zu machen versteht als Poeten anderer Konfessionen,
die eigentlich nur durch die Einbildungskraft sich in eine
Sphäre hinüber zu versetzen bemüht sind, in der sie niemals
einheimisch werden können“; endlich (nach 170, 33): „Ein
deutscher Übersetzer wird jedoch wohl tun, auf bedeutende
Stellen diese Behandlungsart einzuschränken und sie alsdann
nur anzuwenden, wo er entschiedenen Effekt hervorzubringen
denkt. Durchaus beibehalten, möchte für uns etwas Ge-
fährliches, Gezwungenes entstehen.“ Im ersten Druck hatte

Goethe an dieser Stelle die 2. Szene des 1. Aktes im Originaltext eingefügt, da „eine gewissenhaft versuchte Überetzung mehrerer Stellen nicht in dem Grade gelungen“ sei, „daß man die Verdienste des Originals daran erkennen würde“. Die Überetzungsversuche: Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 485 f.; vgl. auch Bd. 42 I, S. 484 ff. sowie Bd. 3, S. 374 f. der vorliegenden.

Vgl. Bd. 30, S. 348, 31 ff. 360, 23 ff. „Goethes Gespräche“ IV, 190 (über die Ode an Napoleon; vgl. Bd. 3, S. 248 ff.); V, 181 f. („Abelscht“, Quarterly Review); VI, 159. 165 ff. (Promessi sposi). Jahrbuch IX, 135 ff. Grenzboten 1889 II, 71 ff. 113 ff. Herrigs Archiv LXXXIV, 419 ff.

159, 3 f. Vgl. 120, 30 ff.

160, 3 f. A. W. Schlegel, über dramatische Kunst und Literatur (Heidelberg 1809—11) Bd. 2, S. 79 ff. (9. Vorlesung).

161, 4. „hin und wider“: bald dem einen, bald dem andern der Gegner, nicht: dann und wann. 29. „läßlich“ hier: bequem; vgl. zu Bd. 36, S. 277, 33.

165, 33. „Doge“, unflektiert wie in den venezianischen „Epigrammen“ und in der „Italienischen Reise“.

166, 33 f. „historische und ideelle“ Personen: personaggi storici und ideali; vgl. 184, 10 ff. und zu Eckermann, 31. Jan. 1827. Dasselbe Problem: Bd. 36, S. 168, 22 f. 266, 1 ff.; Bd. 37, S. 40, 6 ff. 204, 29 f.; Bd. 38, S. 64 ff. Vgl. die Einleitung Bd. 36, S. LXIII f.

167, 14. „man“ aus 11 wiederholt; vgl. „er“ 182, 27. — 17. Aristoteles, Poetik Kap. 13.

169, 26. „Es“ = Chor, von Goethe ohne konsequente Scheidung bald männlich, bald sächlich gebraucht.

170, 17 ff. Die Nührung, „die uns beim Anschauen des Erhabenen überrascht“, stellt Goethe der „gemeinen Nührung“ auch im Gespräche mit Eckermann über die Promessi sposi (18. Juli 1827) gegenüber: „Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität; die Zustände sind männlich und rein empfunden.“ Vgl. Heyfelder S. 75. 20. Der italienische Elfsüßler. 35 ff. Vgl. Heyfelder S. 90.

172, 21. „eifersüchtig auf“: lebhaft besorgt um.

173, 31 ff. Alfieris „Saul“, von Knebel übersetzt, wurde 1811 und 1812 in Weimar gegeben.

175, 11 ff. Tragedie di Francesco Ruffa da Tropea. Livorno 1819, S. IV ff. 27 f. Die von Theseus getöteten Räuber.

176, 14 ff. Vgl. S. 182, 29 ff.

178, 37 ff. Die Übersetzung verfehlt gelegentlich den Sinn. Occasional eloquence (177, 30 f.) ist nicht eine „der Gelegenheit angemessene Beredsamkeit“, sondern eine gelegentliche, stellenweise sich äußernde. Indeed affecting (177, 29) nicht „wahrhaft“ (179, 12), sondern „allerdings“ herzergreifend (vgl. auch 180, 30).

181, 35. Vgl. 124, 28 ff.

182, 16 f. „Räumung von Parga“: 1819; Iyrisch von Wilhelm Müller und Schwab behandelt; vgl. R. F. Arnold im „Euphorion“, Ergänzungsheft 2 (1896), S. 167. 29 bis 184, 18. Das Original ist jetzt korrekt gedruckt in der Weim. Ausg. Bd. 42 I, S. 165 ff.

184, 10 ff. Vgl. 166, 33 f.; die „neuere Arbeit“: Adelchi (vgl. Bd. 38, S. 63—70).

Manfred (S. 184—187).

Kunst und Alterum II, 2 (1820), 186—192. Über Goethes Verhältnis zu Byron vgl. zu S. 105—109, dann S. 188 ff. 263 ff. 267 ff.; Bd. 38, S. 259, 8 ff. 270, 10 ff.; den Aufsatz „Dankbare Gegenwart“ Bd. 25, S. 275, 7 ff. „Annalen“ Bd. 30, S. 293, 5 ff. 308, 25 ff. 309, 1 ff. 354, 19 ff. 358, 25 ff.; mehrere Gedichte (Bd. 3, S. 11. 152; Bd. 4, S. 105), endlich Euphorion im 3. Akt des 2. Teiles von „Faust“ und Erich Schmidts Zugaben Bd. 14, S. 372 f., die weiteres verzeichnen (insbesondere A. Brandl, Jahrbuch XX, S. 3 ff.). — „Manfred“ erhielt Goethe 1817 durch einen jungen Amerikaner und verglich ihn sofort mit seinem „Faust“ (an Anebel, 13. Okt. 1817; an Boisserée, 1. Mai 1818; zu Corot, 13. April 1823). Byron verwahrte sich gegen die scheinbar von Goethe geteilte Meinung der Deutschen, daß er sich „mit dem Faust große Freiheiten genommen“ habe (Medwin, Gespräche mit Lord Byron. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen 1824, S. 162). Am 14. Sept. 1826 widersprach Goethe ausdrücklich „der albernen Behauptung, daß Manfred eine Nachbetung seines Faust sei“ (Goethes Gespräche III, 308).

185, 30 ff. Vgl. 187, 8 ff. und (zu 187, 13) Göttings Bemerkung (an Goethe, 4. Nov. 1825): „Die Geschichte des Spartanerkönigs Pausanias steht bei Pausan. Lacon. cap. 17, und dort ist Ζεύς φόβος genannt, der Zeus, zu dem sich die mit Blutschuld Beladenen flüchten. In Byrons Manfred

selbst steht auch the Phyxian Jove; also wäre es der ‚Zeus der Sühne‘.“

186, 26 ff. Vgl. Bd. 3, S. 244 f.

Byrons Don Juan (S. 188—191).

Kunst und Altertum III, 1 (1821), 75—82. Vgl. Bd. 3, S. 243 f.

188, 9 f. „Wolf“ und „Burgoin“ statt Wolfe und Burgoyne, um falsche Skanzion und falsche Aussprache zu verhüten.

189, 9 ff. Vgl. zu 159—184.

190, 6. Über Pichtenberg vgl. Bd. 30, S. 43, 17. 435; Bd. 38, S. 252, 8. 10. Joh. Mloys Blumauers (1755—98) travestierte „Aeneis“ (1783) war eben wieder in Goethes Gesichtskreis getreten; vgl. „Annalen“ 1820 (Bd. 30, S. 345, 31 ff.).

Otfried und Lisena (S. 191—193).

Kunst und Altertum III, 1 (1821), 82—90. III, 3 (1822), 135—137. Ankündigung des Titels: II, 3 (1820), Umschlag S. 4.

Vgl. „Annalen“ 1820 (Bd. 30, S. 345, 17 ff. 488) und Jahrbuch XIX, 53 ff. 91 f., wo Abele Schopenhauers, durch Goethes Aufforderung (191, 22 ff.) angeregtes Interesse für Hagens Dichtung sich äußert. Auch Karl Ernst Schubarth (vgl. „Annalen“ 1820, Bd. 30, S. 347, 31. 489) wurde von Goethe zu einer Kritik der Dichtung veranlaßt; vgl. Goethes Briefe an ihn vom 22. Aug. und 14. Sept. 1820 sowie Weim. Ausg. Bd. 41 I, S. 252, 13 bis 254, 25.

192, 29 ff. Die deutsche Meerpoesie ist vor W. Müller und Heine wirklich nur in ihren Anfängen.

193, 25 ff. Vgl. 19, 15 ff.

Der deutsche Gil Blas (S. 193—210).

193, 31 bis 200, 22: Kunst und Altertum III, 1 (1821), 90—104; z. T. wörtlich benützt in dem „Vorwort“ 200, 28 bis 208, 14. 208, 15 bis 210, 15: Kunst und Altertum IV, 3 (1824), 86—90. Über den Verfasser Johann Christoph Sackse s. S. 208, 22 ff. Über Desages „Gil Blas“ (1715—35) vgl. Goethes Gespräche III, 129.

194, 8. „läßlich“: wie 161, 29. 11 f. „latitudinarisch“: Gegensatz des Rigoristen (Kant, Schiller).

195, 28 ff. Vgl. Bd. 38, S. 255, 27 f.

196, 18 ff. Vgl. an Jacobi, 2. April 1792; Briefauswahl Bd. 3, S. 87 Anmerkung.

197, 2 f. „stromartig“: landstreicherisch.

198, 5. „heran“ = herauf; vgl. „Römische Elegien“ VII, 16.

200, 9 ff. Steube (1747—95): „Wanderjachten und Schicksale“ (1791), „Briefe über das Banat“ (erstes Bändchen 1793). 17—22. Aus einem Briefe an Kant von 1759 (Schriften, herausgegeben von Roth, Bd. 1, S. 511).

203, 24 f. Nettelbecks (1738—1824), des Verteidigers von Kolberg, Biographie erschien 1821—23.

204, 4 ff. Schweinichen: vgl. Bd. 38, S. 114 f. 258, 16 ff. Joh. Gustav Gottlieb Büsching (1783—1829), der verdiente Arbeitsgenosse Friedrich Heinrich v. d. Hagens, stand mit Goethe in Briefwechsel. 18 f. Die Selbstbiographie des Landsknechtshauptmanns Schertlin (1496—1577) veröffentlichten Holzschuher und Hummel (1777—82). 26. Herzog Heinrich XI. von Liegnitz. 29 f. Vgl. zu Bd. 37, S. 166, 33 ff. 36 f. Die Reisebeschreibung des französischen Essayisten (1533—92) wurde 1774 von Guerlon (nicht 1772 von Querlon, wie Goethe schrieb) zum erstenmal veröffentlicht.

206, 27. „Naturpoeten“: wie Fürnstein (S. 249 ff.) und Hiller (Bd. 36, S. 291, 11 f.).

207, 18 f. „Allerhant schnaaksche Saken tum Lietverdriem“ (Moskoff 1788—90). 22 f. „Eine besser nährende Stelle“: als Sekretär des zweiten bürgerchaftlichen Quartiers zu Moskoff.

208, 3 f. Vgl. S. 191 ff.

209, 17. Von Georg Neumark (1621—81). 33. „hau-
dern“: vgl. Bd. 2, S. 51, 5 und Bd. 10, S. 104, 26 nebst Anmerkungen.

210, 11. Joh. Gottfried Seume (1763—1810), „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ (1803).

Judische und chinesische Dichtung (S. 210—212).

Zuerst in den „Nachgelassenen Werken“ Bd. 9 (1833), S. 142—145. Vgl. „Annalen“ 1817 und 1821 (Bd. 30, S. 308, 17 ff. und 359, 5 ff.; 481 und 492). Ferner Bd. 2, S. 361; Bd. 4, S. 44 f. (Zahme Kenien II, 320 ff.); Bd. 5, S. 305 f.

210, 24. „Safontala“: vgl. Bd. 1, S. 258, Nr. 33 und 370; Bd. 38, S. 285, 9 ff.; an Chézy, 9. Okt. 1830.

211, 1. „Gita-Govinda oder Die Gefänge Fajadevas, eines altindischen Dichters. Aus dem Sanskrit ins Eng-

lische, aus diesem ins Deutsche übersetzt von F. H. v. Dalberg" (1802); vgl. Goethe an Schiller, 22. Jan., 19. Febr.; Schiller an Goethe, 20. Febr. 1802. 15. Sir William Jones (1746—94) begründete die orientalischen Studien in Europa; auch Kalidasa's „Sakontala" war von ihm zum erstenmal ins Englische übertragen und dadurch dem Westen nahegebracht worden. 22. „Megha-Duta": Der Wolkenbote, 1815 von Wilson ins Englische übersetzt. Proben einer deutschen Übertragung von Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten (1792—1860), dem Jenenser Orientalisten: Jenaische Allgemeine Literaturzeitung 1818, Nr. 131 f.

212, 8 f. Laou-seng-urh or An Heir in his old age. A Chinese Drama. London 1817; verdeutschte von Moritz Engelhardt im Morgenblatt vom 10.—22. April 1818. Vgl. an Knebel, 9. Okt. 1817. 18. Vgl. zu 79, 28.

Erklärung und Bitte (S. 212 f.).

Kunst und Altertum III, 2 (1821), 186. Ähnlichem Anlasse entkeimte die Erklärung, die im Morgenblatt vom 27. April 1816 Goethes Dichtung „Die Geheimnisse" dem Publikum begreiflich machen sollte; vgl. Bd. 1, S. 380—383.

Calderons Tochter der Luft (S. 213—216).

Kunst und Altertum III, 3 (1822), 128—134. Goethes Interesse für Calderon, durch A. W. Schlegel und seine Übertragungen angeregt (s. Schriften der Goethe-Gesellschaft XIII, 137 ff. 346 f.), wird bezeugt durch die „Annalen" 1802. 1807. 1810—12. 1815. 1816. 1821 (Bd. 30, S. 100, 33 ff. 213, 14 ff. 255, 6 ff. 258, 19 ff. 27 f. 266, 28. 267, 16 ff. 287, 8 ff. 293, 14 ff. 359, 29 ff.). Vgl. auch Bd. 38, S. 274, 8. 21 f. 26. Die Übersetzung von dreizehn Stücken Calderons durch den Romantiker Johann Diederich Gries (1775—1842), den Verdeutschter Laffos, Ariosts, Fortiguerras und Bojardos (215, 34), hielt seit 1815 dieses Interesse wach; vgl. insbesondere an Gries und Knebel, 20. Mai und 13. Juni 1821, über die „Tochter der Luft". Mehrfach legte auch Heinrich Voß Goethe nahe, sich öffentlich über Calderon zu äußern. Vgl. E. Dorer, „Goethe und Calderon" (1881); H. Schuchardt, „Romanisches und Keltisches" (1886, S. 130 ff.).

213, vor 10. Motto: Jakob Balde, Lyrica III, 13, 3 f. Deutsch in Herders „Terpsichore": „Das Schachspiel" (Suphan Bd. 27, S. 26).

214, 4. „bretterhaft“: zu Edermann, 26. Juli 1826 „bretterrecht“, gleichfalls im Hinblick auf Calderon; an Heinrich v. Kleist, 1. Febr. 1808: „Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen.“ Vgl. 47, 12 ff. und Bd. 36, S. LXVIII.

215, 5. „Kunstvernunft“: vgl. Bd. 9, S. 422 f. zu „Was wir bringen“ 182. 9. „Aurora von Copacabana“: vgl. Bd. 30; S. 492 zu 359, 30.

Von Knebel's Übersetzung des Lucrez (S. 216—219).

Kunst und Altertum III, 3 (1822), 156—162. Vgl. „Annalen“ 1821 (Bd. 30, S. 358, 11 ff.). Noch am Ende des 18. Jahrhunderts begonnen, von Goethes Teilnahme dauernd begleitet, ja schon 1808 für die „Geschichte der Farbenlehre“ verwertet, trat die Übersetzung 1816 fragmentarisch, 1821 vollständig hervor. Den Abschluß der Arbeit begleiten Goethes Briefe an den Jugendfreund vom Nov. 1820 bis März 1821. Goethe brachte am Ende der Neunzigerjahre dem Naturgedicht des Römers starken Anteil entgegen, da er selbst ein großes Naturgedicht damals plante; vgl. Bd. 2, S. 354.

216, 31. „hohen Stil“: Terminologie Windelmanns.

217, 14. Lucrez: 96—55 vor, Perjus: 34—62 nach Christi Geburt.

218, 4. „am Tage des Tags“: biblisch; vgl. Grimms Wörterbuch XI, 54.

218, 10. „genaturt“: aus der Sprache der Mystik ins Neuhochdeutsche eingedrungen, auch den Romantikern nicht fremd. 15 ff. Vgl. an Knebel und zu Müller, 18. und 20. Febr. 1821, wo gleichfalls der Ausruf Friedrichs des Großen angezogen ist.

Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren (S. 219—221).

Zuerst im Morgenblatt vom 21. März 1822, von der Redaktion (Therese Huber) würdig eingeleitet; dann in Kunst und Altertum III, 3 (1822), 166—170.

219, 15 ff. Gemeint sind Kogebue, Merkel, auch Böttinger. Vgl. „Annalen“ 1802 (Bd. 30, S. XII und 93 ff.). 29. Karl August Barnhagen v. Enje (1785—1858) veröffentlichte in Gubitz' „Gesellschafter“ 1821, Nr. 94 und 131—138,

Briefe über die Wanderjahre, zumeist Äußerungen seiner Gattin Rahel; vgl. Bd. 19, S. XII f., ferner Jahrbuch XIV, 60 ff. 127 ff.

220, 5 ff. 1821 in Nr. 222. 225 f. 232. 238. 242, dann Nr. 192. 250 f. Vgl. Bd. 38, S. 263, 25 ff. 13. Kayßler, „Fragmente aus Platons und Goethes Pädagogik“, Programm des Friedrichs-Gymnasium zu Breslau (1821).

221, 4 bis 222, 4. Vgl. Bd. 2, S. 220 f. 343 f.

Neue Liedersammlung von K. F. Zelter (S. 221 f.).

Kunst und Altertum III, 3 (1822), 171 f. Die Sammlung erschien in Zürich und Berlin 1821.

Östliche Rosen von Friedrich Rückert (S. 222 f.).

Kunst und Altertum III, 3 (1822), 173—175. Das Büchlein erschien in Leipzig 1822.

222, 26. Schulze (1789—1817), der Verfasser der „Benzauberten Rose“ (1818). 29. Die Befreiungslyrik.

223, 8. Vgl. zu S. 69 ff. und Bd. 30, S. 247, 17 ff. 467. — 20 ff. Platens Ghafelen (1821): vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft XIV, 259 ff. 375 ff. und R. Unger, Platen in seinem Verhältnis zu Goethe (1903). Auf Goethes Anregung besprach Eckermann in Kunst und Altertum IV, 3 (1824), 159 ff. Platens „Neue Ghafelen“.

Vorschlag zur Güte (S. 223 f.).

Zuerst in der Quartausgabe (1837) Bd. 2, Abt. 2, S. 657.

223, 24 f. Herausgegeben von Barnhagen v. Ense (s. zu 219, 29) zum 28. August 1823; vgl. Jahrbuch XIV, 131.

Gabriele von Johanna Schopenhauer (S. 224—228).

Kunst und Altertum IV, 1 (1823), 65—72, mit dem Schlußdatum: „Marienbad, Ende Juni 1822.“ Vgl. Dünker, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken (1885) Bd. 1, S. 115 ff. Die Verfasserin, Artur Schopenhauers Mutter (1766—1838), lebte seit 1806 in Weimar, Goethe zählte zu den regelmäßigen Besuchern ihrer Sonntags- und Donnerstagszusammenkünfte. „Gabriele“ erschien 1819 f.

225, 27. „webet und weset“: vgl. zu „Faust“ 8198 (Bd. 14, S. 353). Ferner Bd. 4, S. 250, 3.

227, 4. „Grazioso“: die komische Figur der spanischen Bühne. 30. „beantwortet“ = befüwortet.

Touti Nameh (S. 228—230).

Kunst und Altertum IV, 1 (1823), 161—166. „Touti Nameh. Eine Sammlung persischer Märchen von Rechschebi. Deutsche Übersetzung von C. F. V. Jken. Mit einem Anhange von demselben und von J. G. V. Rosgarten“ (1822). Jken: f. zu S. 105 ff.; ferner „Annalen“ 1820 (Bd. 30, S. 346, 1 ff. 488) und Bd. 38, S. 152, 6 ff. Rosgarten: f. zu 211, 22.

Volksgefänge abermals empfohlen (S. 230 f.).

Kunst und Altertum IV, 1 (1823), 166—168. Vgl. zu S. 3 ff. Bd. 38, S. 152 ff. und R. Steig, „Goethe und die Brüder Grimm“ S. 161 ff. 260.

231, 4. Vgl. Bd. 3, S. 254 ff. Kunst und Altertum IV, 1, 54—64. Vgl. R. F. Arnold, „Euphorion“, Ergänzungsheft 2 (1896), S. 106 ff. 18 ff. So erschienen in Kunst und Altertum allmählich neben neugriechischen auch altböhmische, irische, serbische, brasilianische, altschottische Lieder. Vgl. Bd. 38, S. 3 ff. — 24. „Freund“: Werner v. Harthausen; vgl. „Annalen“ 1815 (Bd. 30, S. 282, 19 und 474); Walzel und Houben, Zeitschriften der Romantik (1904) Sp. 331 f. und die Festschrift zum 10jährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin.

Wiederholte Entschuldigung und Bitte (S. 231 f.).

Kunst und Altertum IV, 1 (1823), 171 f.

232, 1. Die „vorstehenden Einzelheiten“ sind die beiden dort wie in dieser Ausgabe vorhergehenden Artikel, ferner eine Notiz über die Geschichte der Handschrift von „Rameaus Neffen“ (vgl. Bd. 34, S. 357) und über Boiffereés „Ansichten zc. des Doms zu Köln“.

Phaethon, Tragödie des Euripides (S. 232—248).

Kunst und Altertum IV, 2 (1823), 5—34. 152—158. VI, 1 (1827), 79—84.

Goethes Interesse für Euripides (vgl. G. Morich, Goethe und die griechischen Bühnendichter. Programm, Berlin 1888), zuerst in der Farce „Götter, Helden und Wieland“ (Bd. 7, S. 125 ff.) betätigt, durch „Iphigenie auf Tauris“, das Fragment „Elpenor“, den Plan einer „Iphigenie in Delphi“ weiter gefördert, erstarkt 1799 durch neue Lektüre, wird von

A. W. Schlegels „Jon“ wach erhalten und hilft den 3. Akt des „Faust“ ausgestalten (vgl. Bd. 14, S. 357 ff.). 1821 sandte Hermann (vgl. zu S. 102 ff. und 254 ff.) die Universitätschrift Euripidis fragmenta duo Phaethontis e codice Claromontano edita (Opuscula Bd. 3, 1828, S. 3 f.). Vgl. „Annalen“ 1821 (Bd. 30, S. 357, 30 ff. und 491). Mit Göttings und Niemers Hilfe beschäftigte sich Goethe seit dem Sommer 1821 mit der Ordnung der Fragmente und einer Rekonstruktion des „Phaethon“ (vgl. an Niemer, 7. Oktober 1821; an Schultz, 28. November 1821, 7. Mai 1823); am 6. April 1823 gingen die Aushängebogen an Hermann ab. 1826 bedauerte Goethe, daß er „nicht die zwei Hauptszenen damals niederschrieb. Wäre es auch nicht zulänglich gewesen, so war es doch immer etwas, wovon sich jetzt niemand einen Begriff machen kann“ (an Zelter, 20. Mai). Am 12. August kann er indes Zelter melden, daß „sich wieder eine gar hübsch erläuternde und eingreifende Stelle gefunden“ habe. Es entstand der dritte Aufsat (246, 25 ff.). Uebermals hatte Götting ratend eingegriffen und das Material für 247, 14 bis 248, 28 beige-steuert; vgl. an Götting, 12. August 1826, und Weim. Ausg. Bd. 42 I, S. 524 f. Ebenda Bd. 41 II, S. 409 f. Paralipomena. — Die vor Hermanns Veröffentlichung bekannten Fragmente des „Phaethon“ fand Goethe in C. Musgraves Ausgabe (Lipsiae 1779); vgl. 244, 20 f. Eine weitere Studie über Euripides: Bd. 38, S. 78 ff.

232, 21 f. Ovid, Metamorphosen I, 749—778; II, 1—400. Nonnus, Dionysiaka XXXVIII. 26 u. ö. In den ersten Drucken stand Thetis für Lethys, die auch sonst im Zeitalter Goethes und Schillers oft verwechselt wurden.

234, 20. „Morgengift“: Morgengabe.

235, 7 bis 237, 36. Hermanns erstes Fragment.

236, 1 ff. Vgl. Bd. 38, S. 267, 30.

236, 4. „Das . . . Chor“: vgl. zu 169, 26.

240, 7. „den auf den Wagen stehenden Sohn“: stehen = treten; vgl. Schillers „Wilhelm Tell“ 2839; „Epimenides“ nach 772 (Bd. 9, S. 175. 404).

241, 9. Vgl. zu 232, 21 f. 15 ff. Hermanns zweites Fragment.

244, 34. „Winke“: die geringsten Anhaltspunkte. Vgl. Bd. 10, S. 307 zu 232, 29; Bd. 16, S. 392 zu 87, 14.

247, 8—11 = 241, 10—13. 14 ff. Vgl. zu „Faust“ 7851 ff. (Bd. 14, S. 348). 15. „Stellen“: a. a. O. II 3, 5.

248, 14—28. Fast wörtlich nach Göttings Mitteilung.

Deutscher Naturdichter (S. 249—251).

Kunst und Altertum IV, 2 (1823), 79—84. Vgl. zu 206, 27. Fürnstein (1783—1841): Goedeke, Grundriß, 1. Aufl. III, 1277. S. Schlesinger, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen XVIII, 100 ff. Goethes Tagebuch vom 3. August 1822 (Weim. Ausg. 3. Abt. Bd. 8, S. 223 und 284) bespricht ihn ausführlich.

250, 13 ff. Vgl. 206, 31 ff. 20. Im ersten Drucke schließt sich ein Aufsatz Riemers über Naturdichter an, dann folgen drei Gedichte Fürnsteins, darunter der von Goethe angeregte „Hopfenbau“.

251, 7. Vgl. Bd. 3, S. 37, Nr. 82, 1 (= Bd. 29, S. 187).

Justus Möser (S. 251—254).

Kunst und Altertum IV, 2 (1823), 129—134. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“ Buch 13 und 15 (Bd. 24, S. 179 ff. 237. 296. 306); an D. F. Parthey, 24. Nov. 1819.

251, 24. „Tochter“: Frau v. Voigt; vgl. B. R. Abeken, Reliquien von J. Möser (1837) und desselben Ausgabe von Möser's Werken Bd. 10, 241 ff. sowie Goethes Briefe an die Tochter (Auswahl I, 189 f. II, 67 ff.) und Goedeke's Grundriß IV², 26 f. 30 ff. Im Jahre 1824 erschien aus dem Nachlasse Möser's (+ 1794) der 3. Teil seiner „Osnabrückischen Geschichte“, herausgegeben von H. v. Bar.

252, 10 bis 253, 5. Vgl. Möser's Sämtliche Werke (1858) Bd. 5, S. 37 ff.; das Zitat ist frei gehalten.

253, 15. Der gelehrte Kirchenlehrer (185—254). 17 bis 254, 5. Vgl. Bd. 38, S. 253, 22 f.

Nach 254, 5 folgt im ersten Drucke: „Und so siehe denn hier ein Gedicht als wahres Muster, wo die tiefsten sittlichen Gefühle unter psychischer Form sich in Aberglauben verwandeln, durch dessen Darstellung der Dichter sich selbst so vorfänglich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet.“ Es folgt der „Bannfluch“ aus Byrons „Manfred“, vgl. Bd. 3, S. 246 ff.

Die tragischen Tetralogien der Griechen (S. 254—257).

Kunst und Altertum IV, 2 (1823), 158—165. Hermann's (f. zu 102 ff. 232 ff.) Programm: De compositione tetra-

logiarum tragicarum (Opuscula Bd. 2 1827, S. 306 ff.). Vgl. an Hermann, 6. April 1823. Bd. 36, S. LXII. Hensfelder a. a. O. S. 146 ff.

256, 11 f. „Die italienische . . . Zuschauermaße“: vgl. Tagebuch, 7. Okt. 1786 (Weim. Ausg. 3. Abt. Bd. 1, S. 276, 3 ff.). 26 f. Vgl. Bd. 36, S. 137, 20 und Tagebuch vom 10. Okt. 1786 nebst Bd. 26, S. 105, 16 ff.

Spanische Romanzen (S. 257—259).

Kunst und Altertum IV, 2 (1823), 171—176. Beauregard Pandin, nom de guerre von Karl Friedrich v. Jariges (1773—1826).

257, 11. „Gesellschafter“: vgl. zu 219, 29. 19. „Volkslieder“: vgl. Bd. 36, S. 261, 4 ff.

258, 7. Kantisch; vgl. Bd. 4, S. 233, 9 ff. 210, 21 ff. 243, 3 ff. 259, 2. „weist und wirkt“: vgl. zu 225, 27.

Wunsch und freundliches Begehren (S. 259—263).

Kunst und Altertum IV, 1 (1823), 102—107; 2 (1823), 181 f. Paralipomena: Weim. Ausg. Bd. 40, S. 413 f.

261, 25. Amalie Neumann, geb. Morstadt (1800—84), seit 1827 Frau Haizinger, seit 1846 am Burgtheater zu Wien.

262, 2. Jenisch: vgl. zu Bd. 36, S. 139 ff. 11. Wolffs: vgl. Bd. 30, S. 446 f. zu 114, 32; S. 471 zu 268, 4; ferner zu Bd. 36, S. 197 ff. Ludwig (1784—1832), der kongeniale Freund C. F. A. Hoffmanns, und Philipp Eduard Devrient (1801—77). Wilhelm Stieh (1794—1824) und seine Gattin Auguste Düring (1795—1865).

Die Verlobung (S. 263).

Kunst und Altertum IV, 3 (1824), 91 f. Über Goethes Beziehungen zu Tieck vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 13, S. XL ff. LXI ff. 290 ff. 378 ff. „Die Verlobung“ (1823): ebenda S. LXIV 304 f. 380. Die Novelle verteidigte Goethe gegen Pustkuchens falsche „Wanderjahre“ (vgl. Bd. 19, S. XIV ff.).

263, 6. „zum Ostwinde gesellt“: Wie Witkowskii richtig erkannt hat, liegt nur ein meteorologisches Bild vor. Tertium comparationis ist die reinigende Macht des Ostwinds. Vgl. Bd. 2, S. 230; Bd. 40, S. 44 ff. 19. Horaz, Episteln I, 18, 84; vgl. zu „Faust“ 10 395 f. (Bd. 14, S. 383).

Cain, a Mystery by Lord Byron (S. 263—267).

Über Kunst und Altertum V, 1 (1824), 93—101. Vgl. zu S. 184 ff.

264, 9. Cain, mystère dramatique de Lord Byron, traduit en vers françois et refuté dans une suite de remarques philosophiques et critiques, et précédé d'une lettre à Lord Byron sur les motifs et le but de cet ouvrage; par Fabre d'Olivet. Paris 1823. 13 f. Moniteur universel Nr. 303, S. 1277 f., gezeichnet L. C. Die Übersetzung (264, 22 bis 265, 33) ist vom Kanzler Friedrich v. Müller besorgt; vgl. Weim. Ausg. Bd. 41 II, S. 421 ff.

267, 26. Cain: O Abel! — Adah: Peace be with him! — Cain: But with me!

Zum Andenken Byrons (S. 267—270).

Journal of the conversations of Lord Byron: noted during a residence with his lordship at Pisa, in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin. London 1824, S. 291—295 (Medwins Übersetzung: S. 278—284). Eine deutsche Übersetzung des ganzen Buches erschien 1824 bei Cotta. Reiche Paralipomena: Weim. Ausg. Bd. 42 I, S. 427 ff. Soret hatte im Auftrage Medwins Goethe am 15. Juni und 10. Juli 1824 aufgefordert, sich über sein Verhältnis zu Byron auszusprechen (Uhlde, Goethes Briefe an Soret 1877, S. 9); Goethe sandte ihm am 15. Juli den Aufsatz, der in Medwins Buch das Datum des folgenden Tages trägt.

268, 3 f. Byron trat schon 1807 hervor, während Goethe 1816 auf ihn aufmerksam wurde. 30 f. To the illustrious Goethe a stranger presumes to offer the homage of a literary vassal to his liege-lord, the first of existing writers, who has created the literature of his own country, and illustrated that of Europe. The unworthy production which the author ventures to inscribe to him is entitled Sardanapalus. Goethe erhielt die handschriftliche, im Druck versehentlich weggebliebene Widmung 1826 durch den Göttinger Professor Benedek.

269, 8. To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated. 21. Sterling: Sohn des englischen Konsuls in Genua; vgl. Weim. Ausg. a. a. D. S. 427. 31 bis 270, 4. Vgl. Bd. 3, S. 11. 288.

270, 10. Vgl. Jahrbuch XX, 16 f.

Die drei Paria (S. 271 f.).

Kunst und Altertum V, 1 (1824), 108—111. Schlußwort einer von Eckermann verfaßten Besprechung des Trauerspiels „Der Paria“ von Meyerbeers Bruder Michael Beer (1800—33), das 1824 in Weimar aufgeführt wurde (271, 8 ff.). Vgl. Ed. Castle, Die Folierten. Varietäten eines literarischen Typus (Berlin 1899).

271, 4. Vgl. Bd. 1, S. 150 ff. 347 f. 12. Casimir Delavigne, Le Paria (1821). 33 f. Säk.-Ausg. Bd. 6, S. 323 f.

272, 7 f. Kunst und Altertum IV, 3 (1824) 1—11; vgl. Bd. 2, S. 199 ff. 339 f.

Frithiofs Saga (S. 272—277).

Kunst und Altertum V, 1 (1824), 139—149. Amalie v. Helwig (vgl. Bd. 30, S. 439 zu 65, 22) hatte am 28. Febr. 1824 Ottilien v. Goethe die Übertragung von zwei Romanzen der Frithiofs Saga, die Esaias Tegnér (1782—1846) ihr handschriftlich mitgeteilt hatte, für Goethe übersandt. Das Original erschien vollständig: Stockholm 1825; die Übersetzung: Stuttgart und Tübingen 1826. Vgl. Henriette v. Bissing, Das Leben der Dichterin A. v. Helwig (1889) S. 435 ff., insbesondere S. 438.

272, 22. „Frithiof, Fragmente einer nordischen Heldengeschichte“: im Morgenblatt vom 11.—16. Juli 1822.

Biographische Denkmale, von Barmhagen von Enje (S. 277—279).

Kunst und Altertum V, 1 (1824), 149—154. Barmhagen vgl. zu 219, 29. 223, 24 f. Die „Denkmale“ (1824—30) umfaßten fünf Bände, deren ersten Goethe hier, deren vierten er 1827 (Bd. 38, S. 98 f.) besprach.

277, 15 f. Friedrich Wilhelm Ernst, Graf zu Lippe-Schaumburg-Bückeburg (1724—77) eiferte Friedrich dem Großen nach; an seinem Hof wirkte Herder 1771—76 als Prediger. Johann Matthias Graf v. d. Schulenburg (1661—1747, nicht 1748, wie 278, 20 angegeben), abwechselnd in deutschen, polnischen, italienischen Diensten, verteidigte 1716 Korfu gegen die Türken; zur Erinnerung wurde 1718 hier sein Denkmal aufgestellt (278, 34 f.). Theodor Baron v. Neuhof (1686 bis 1756), in französischen und schwedischen Diensten, dann abenteuernder Wanderer durch Europa, 1732 Resident Karls VI.

in Florenz. Um Korsika zu befreien, verband er sich mit der Pforte und mit Tunis, wurde 1736 als König Theodor I. von Korsika gekrönt, mußte jedoch der genuesisch-französischen Übermacht weichen. Unter traurigen Verhältnissen starb er in England.

278, 17. Goethes Vater: 1710—82. Seine italienische Reise (24 f.) fällt vor den Tod Schulenburgs; vgl. Bd. 22, S. 12 und 263.

279, 2. Zeitgenossen: Herder; vgl. auch Bd. 24, S. 83 f. — 6. Vissabon: vgl. Bd. 22, S. 30 ff. 264. 12. Paoli: vgl. zu Bd. 36, S. 220, 28.

Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz (S. 279—282).

Kunst und Altertum V, 1 (1824), 154—161. Rochlitz: „Annalen“ 1802 (Bd. 30, S. 110, 6. 446); W. v. Biedermann, Goethe und Leipzig (Bd. 2, S. 229 ff.) und Goethes Briefwechsel mit Rochlitz (1887).

280, 10 ff. Wie Rochlitzens „Entwicklung des Messias“ (Bd. 1, S. 227 des besprochenen Werkes) Goethe „an die Händel-Mozartische Partitur getrieben“ hat, zeigt der Brief an Zelter vom 8. März 1824; vgl. Zelters Antwort (20. bis 23. März) und Goethes Schreiben vom 27. März und 28. April. 15. „Die alten halbverklungenen Gefühle“: vgl. „Faust“ 11 (Bd. 13, S. 3). 19. „Musikdirektors“: Eberwein; vgl. zu S. 69. 25. Johann Adam Hiller (1728—1804), Leipziger Komponist; vgl. v. Biedermann a. a. O. Bd. 1, S. 155 ff. Schmeßling-Mara: vgl. zu 7, 24.

281, 7. Haffe: vgl. zu 7, 37. 35. „Auswahl des Besten aus seinen sämtlichen Schriften etc.“ Züllichau 1821 f., 6 Bde.

282, 4. „Tagebuch“: ebenda Bd. 6, S. 185 ff. 33 ff. Vgl. Bd. 9 unserer Ausgabe, S. 289 (Vers 63 f.) und 431.

Don Alonzo, ou l'Espagne (S. 283—289).

Kunst und Altertum V, 1 (1824), 169—185. Abgedruckt in der deutschen Übersetzung des Romans, die 1826 in Breslau bei Joseph Max u. Komp. erschienen ist. Über die vielen Flüchtigkeiten und Versehen des Aufsatzes vgl. Weim. Ausg. Bd. 41 II, S. 433 f.

Verfasser ist der französische Staatsmann Narcisse Achille de Salvandy (1795—1856). Über seinen Roman und sein Verhältnis zu W. Scott vgl. S. Maigron, *Le roman historique à l'époque romantique* (Paris 1898) S. 243, Anm. 1. Goethe hatte das vom Großherzog angekaufte Werk von diesem am 15. Jan. 1824 zugesandt erhalten (laut Tagebuch). Vgl. Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller, 3. Aufl. S. 98. 102. 108. 116; an Graf Sternberg, 30. April 1824.

283, 21. Goethes Verhältnis zu Walter Scott: M. Bernays, *Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte* (1895 ff.) Bd. 1, S. 33 ff.

287, 14. „*Journal des Débats*“: 11 Févr. 1824; vgl. Tagebuch vom 27.—28. Febr. 1824. 22. Vgl. 4. Mos. 23.

288, 16. „*Pietät*“: vgl. Grimms Wörterbuch VII, 1845; Rehreins Fremdwörterbuch, Stuttgart 1876, S. 531. 19 ff. Cicero, pro Plancio 12, 29.

Über die Parodie bei den Alten (S. 290—293).

Nachgelassene Werke Bd. 6 (1833), S. 5—10. Zum Teil (292, 20 ff. 293, 3 ff.) wörtlich anklingend an die Briefe an Zelter vom 26. Juni und 25. Aug. 1824. Vgl. Heyfelder a. a. O. S. 174 f. und Bd. 36, S. LXVI.

290, 7 ff. Vgl. zu S. 232 ff. 22. Vgl. 254, 16 ff.

291, 33. „*Horazens Verse*“: ad Pisones 220—250.

292, 11. Vgl. zu Bd. 36, S. 193, 23 ff. 20 ff. Vgl. Bd. 35, S. 298, 24 ff.

Zum Beschluß des Bandes folge hier eine Skizze, auf die in der Einleitung Bd. 36, S. LVII Bezug genommen wird. Das laut Goethes Tagebuch am 17. Dezember 1812 entstandene Schema erschien zuerst 1837 in der Quartausgabe Bd. 2, Abt. 2, S. 654.

„*Époque der forcierten Talente.*“

„Entsprang aus der philosophischen. Höhere theoretische Ansichten wurden klar und allgemeiner. Die Notwendigkeit eines entschiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen und, wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich dünken, er dichte wirklich.“

„Hiezu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schillers ästhetische Briefe in den ‚*Soren*‘, seine Abhandlung über

naive und sentimentale Dichtkunst; kritisch und folglich praktisch seine Rezension über Bürger in der Allgemeinen Literaturzeitung.

„Die Gebrüder Schlegel theoretisierten und kritisierten im ähnlichen Sinne; denn auch ihre Lehre, so wie ihr Streben, trat aus der Kantischen Philosophie hervor.

„Dies wäre die Ableitung dieser Epoche, was den Gehalt betrifft.

„Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbesserte Rhythmik sehr erleichtert. Boß, obgleich seine Bemühungen mit Andank belohnt wurden, zerstörte lieber den Effekt, den seine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er seinen Überzeugungen entsagt hätte. Demungeachtet aber war jedermann aufmerksam auf seine Lehren und sein Beispiel; und so fand diese neue Epoche einen großen Vorteil vor sich an einer verbesserten Rhythmik.

„Außer diesem ahmte man italienische und spanische Silbenmaße mit größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach, indem man die Oktaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutschen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunst waren also gegeben: entschiedener Gehalt dem Verstande, Technik dem Geschmack; und nun erschien das sonderbare Phänomen, daß jedermann glaubte, diesen Zwischenraum ausfüllen und also Poet sein zu können.

„Die Philosophen begünstigten diesen Irrtum; denn nachdem sie der Kunst einen so hohen Rang angewiesen, daß sie sogar die Philosophie unter die Kunst gesetzt, so wollten sie wenigstens persönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten: jedermann, wenigstens der Philosoph, müsse ein Poet sein können, wenn er nur wolle.

„Durch diese Maximen wurde die Menge aufgefordert, und die Masse der Dichtenden nahm überhand.

„Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm nachlernen konnten.

„Jene große Kluft aber, zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung, suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen.

1. Durch religiöse Gesinnungen:

- a) christliche,
pietistische und katholische.
- b) heidnische,
den Schicksalsbegriff.
- c) romantische

schlossen sich an a an.

2. Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:

- a) heidnische,
- b) christliche.

„Die letztern nehmen überhand; Poesie und bildende Kunst verderben einander wechselsweise.“



Inhalt des siebenunddreißigsten Bandes

Schriften zur Literatur. Zweiter Teil

	Seite
· Über den Plan eines lyrischen Volksbuches 1808 . . .	3
Leipziger Theater 1812	6
Deutsches Theater 1813	8
Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813	11
Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen 1813/14	33
· Shakespeare und kein Ende 1813—16	37
Spiegel der großen Welt von R. v. Woltmann 1814 .	50
· Über das deutsche Theater 1815	51
Don Ciccio 1815	64
Proserpina von Goethe 1815	69
Zu Schillers und Jfflands Andenken 1815	77
Über die Entstehung des Festspiels zu Jfflands An- denken 1815/16	79
Über die neue Ausgabe der Goethischen Werke 1816 .	83
Das Reformationsfest 1816/17	86
Rede bei Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Hoftheater-Intendanz 1817	88
Deutsche Sprache 1817	90
· Redensarten 1817	95
Urteilsthorte französischer Kritiker 1817—20	97
Geistes-Epochen nach Hermann 1817	102
Maturins Bertram 1817	105
Die Inschrift von Heilsberg 1818	109
Lob- und Spottgedicht auf König Rudolf 1820	111
Chronik des Otto von Freysingen 1820	111
Nicolai de Syghen Chronicon Thuringicum 1820	115
Lied der Liebe von Umbreit 1820	117
· Klassiker und Romantiker in Italien 1820	118
Der Pfingstmontag von Arnold 1820/21	126

	Seite
Die heiligen drei Könige 1820—22	143
Hör-, Schreib- und Druckfehler 1820	154
Il Conte de Carmagnola von Manzoni 1820/21	159
Manfred von Byron 1820	184
Byrons Don Juan 1821	188
Olfried und Eifena von August Hagen 1821/22	191
Der deutsche Gil Blas 1821—24	193
Indische und chinesische Dichtung 1821	210
Erklärung und Bitte 1821	212
Calderons Tochter der Luft 1822	213
Von Knebels Übersetzung des Lucrez 1822	216
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren 1822	219
Neue Viedersammlung von K. F. Zelter 1822	221
Stilliche Rosen von Friedrich Rückert 1822	222
Vorschlag zur Güte 1823	223
Gabriele von Johanna Schopenhauer 1823	224
Louti Nameh 1823	228
Volksgefänge abermals empfohlen 1823	230
Wiederholte Entschuldigung und Bitte 1823	231
Phaethon, Tragödie des Euripides 1823—27	232
Deutscher Naturdichter (Fürnstein) 1823	249
Justus Möser 1823	251
Die tragischen Tetralogien der Griechen von Hermann 1823	254
Spanische Romanzen von Pandin 1823	257
Wunsch und freundliches Begehren 1823	259
Die Verlobung, von Ludwig Tieck 1824	263
Cain, a Mystery by Lord Byron 1824	263
Zum Andenken Byrons 1824	267
Die drei Paria 1824	271
Frithiofs Saga 1824	272
Biographische Denkmale, von Barnhagen von Ense 1824	277
Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz 1824	279
Don Alonzo, ou l'Espagne von Salvandy 1824	283
Über die Parodie bei den Alten 1824	290
Anmerkungen	295

18220 LG

Mfgang von G599He1

llen) Vol. 37.

NAME OF BORROWER.

M.
m. h.
e Sem. J.
i Sem. H.
e Sem. H.

